

## neu gelesen: Hannah Arendt, The Modern Challenge to Tradition

*Hannah Arendt, The Modern Challenge to Tradition: Fragmente eines Buchs, herausgegeben von Barbara Hahn und James McFarland (Hannah Arendt: Kritische Gesamtausgabe, Bd. 6), Göttingen (Wallstein) 2018, 923 S., 49 €*

Schon vor Jahren hat die politische Debatte im wiedervereinigten Deutschland Hannah Arendt neu entdeckt und damit zur Renaissance einer Theorie geführt, die bereits Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in aller Munde war – einer Theorie, die in den siebziger Jahren massiv kritisiert und in den frühen achtziger Jahren fast vergessen wurde. Mit Arendts *Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft* lag mit einem philosophischen Hauptwerk politischen Denkens nicht weniger als eine radikale Form jüdischer Selbstvergewisserung in der Moderne vor. So sehr die *Elemente und Ursprünge* ein Resümee der ersten Hälfte des mörderischen 20. Jahrhunderts darstellen, so sehr lassen sie sich auch als eines der gewichtigsten Werke lesen, die das moderne Judentum in seiner säkularen Variante, dem Nationaljudentum, hervor gebracht hat.

Doch geht es bei dem hier zu besprechenden Band um etwas Anderes: Auf die briefliche Frage ihres lebenslangen Freundes Karl Jasper, woher sie denn käme, antwortete Arendt sinngemäß: nirgendwoher, aber wenn überhaupt, dann aus der deutschen Philosophie. So jedenfalls in einem Brief an Jaspers vom 1. Januar 1933, in dem sie unter anderem schrieb: »Für mich ist Deutschland die Muttersprache, die Philosophie und die Dichtung.«

Mit dieser Antwort bezog sich Hannah Arendt auf eine geistige Herkunft, die sich genau beschreiben lässt. In Hannover geboren, einer assimilierten, politisch eher links stehenden Familie aus Königsberg entstammend, lag ihr auch ohne intime Kenntnis des Werks die weltbürgerliche Philosophie Immanuel Kants durchaus nahe, obwohl doch die Leidenschaft ihres Denkens schon früh den Philosophen der griechischen und römischen Antike galt. In den letzten Jahren der Weimarer Republik zu politischem Bewusstsein und gesellschaftlicher Sensibilität gezwungen, konnte sie nicht umhin, ihre jüdische Herkunft zu konstatieren und zu akzeptieren und ihr Judentum als eine gleichsam natürliche, nicht weiter wählbare Eigenschaft zu verstehen. Die – zunächst als feindlich wahrgenommene – Welt der Politik erlebte Hannah Arendt am eigenen Leib als Emigrantin, als Flüchtling und endlich als Immigrantin: Die USA, in denen sie 1941 nach Jahren des Umherirrens Zuflucht fand, sollten ihr zur neuen Heimat werden, zum Ort einer in der Moderne gegründeten Welt gemeinsamer politischer Willensbildung, wobei sie nie einen Zweifel daran ließ, dass der Sinn aller Politik nur Freiheit sein könne.

Dennoch, und davon zeugt der hier zu besprechende Band, bekannte sich Arendt Jaspers gegenüber zur Herkunft aus der deutschen Philosophie – eine Aussage, die sich nur auf ihre Prägung durch den väterlichen Freund, eben Karl Jaspers beziehen konnte. Tatsächlich attestierte dieser ihr in einem Brief vom 27. Juni 1946 aus Heidelberg in die USA: »Es ist Hegelsches Denken in Ihnen.«

Bei alledem ging Hannah Arendt ihr auch persönliches Problem, die Frage jüdischer Existenz in der Moderne, mit den theoretischen Mitteln der klassischen Antike und der deutschen Existenzphilosophie an. Dass sie sich dabei nicht der

jüdischen Tradition versicherte, erweist sich weniger als Ausdruck einer historischen Ironie denn jener paradoxen Situation, in der sich alle Juden befanden, die seit der Emanzipation der Auffassung waren, das Judentum auf die Höhe ihrer Zeit bringen zu sollen. Als Anfang der 1960er Jahre – anlässlich des Erscheinens von *Eichmann in Jerusalem* – der Zorn der jüdischen Welt über Hannah Arendt ob ihrer These von der Kollaboration der Judenräte bei der Massenvernichtung hereinbrach, konnte sie nur mit Unverständnis reagieren. Hatte sie doch substantiell nichts anderes getan, als die Konsequenz ihrer Theorie des Politischen zu ziehen, wie sie spätestens in *Elemente und Ursprünge* theoretisch angelegt waren: Bezüge auf die Freiheitsidee der griechischen Antike.

Nun endlich liegt im Rahmen der Kritischen Gesamtausgabe der Werke von Hannah Arendt ein Text vor, genauer gesagt eine Anreihung von Texten, die das Dilemma verdeutlichen, vor dem Arendt stand. Ganz und gar von der klassischen Philosophie des alten Griechenlands sowie von der Philosophie des Deutschen Idealismus geprägt, befasste sie sich in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* – dieses Buch erschien erstmals auf Englisch 1951, dann auf Deutsch 1955 – mit einer Theorie des Politischen. Daher: Der vorliegende, beinahe unmäßig voluminöse Band enthält Vorarbeiten, Notizen sowie Fragmente eines nie geschriebenen Buches, das Arendt auf Englisch unter dem Titel *The Modern Challenge to Tradition* schreiben wollte – Vorarbeiten, die in unterschiedlichster Form vom Juni 1952 bis zum September 1954 reichen.

Auffällig und in der Tat neu sticht aus diesen Texten Arendts große Faszination für das Werk von Karl Marx hervor, für einen Autor, von dem man bisher – und das ist das Neue dieser Publikation aus dem Nachlass – nicht wusste, wie zen-

tral er für Arendt war. Gewiss wird Marx in *Elemente und Ursprünge* immer wieder einmal erwähnt, vor allem aber gelten die letzten Seiten dieses Buches der Frage, wie es möglich war, dass das Werk dieses genialen Denkers schließlich vom stalinistischen Totalitarismus missbraucht werden konnte. Diese Frage zu klären, sollte Thema ihres nächsten, nie fertig gestellten Buches sein, dessen Ansätze nun vorliegen.

Der von Barbara Hahn und James McFarland in einer mustergültigen kritischen Edition herausgegebene Band enthält nicht nur weiterführende Kommentare, sondern berücksichtigt sogar die Notizen in Arendts eigenen Leseexemplaren. Er enthält auch einen kurzen deutschen Text *Von Hegel zu Marx*, dem zu entnehmen ist, worum es Arendt bei der Hegelschen Tradition letztlich ging. So packend sich dieser eher kurze Text liest, so ermüdend ist dann die Lektüre der versammelten wiedergegebenen englischen Texte in ihrer hohen Redundanz. Jedenfalls enthalten doch die wenigen deutschen Texte – meist Entwürfe einer Rede – die Kernbotschaft: Für Arendt ist es Karl Marx, der den entscheidenden Bruch mit der klassischen politischen Philosophie, für deren Ende in ihren Augen Hegel steht, gewagt hat – wenngleich er methodologisch die Hegelsche Dialektik von These-Antithese und Synthese, die dann wieder zur neuen These wird, übernommen hatte. Mit dieser Deutung steht Arendt freilich noch ganz und gar im Banne dessen, was in der Zeit des Kalten Krieges unkritisch in Ost und West als »Dialektischer Materialismus« bezeichnet wurde. Arendt jedenfalls wähnt, dass dieser »Dialektische Materialismus« zwischen Hegelscher Philosophie des Weltgeistes hier sowie totalitären Ideologien dort stehe – eine Annahme, der man zustimmen kann, sobald geklärt ist, dass das Denken von Marx in keiner Weise mit

der doktrinären Ideologie des »Dialektischen Materialismus« identisch ist. Das immerhin hat Arendt unmissverständlich deutlich gemacht: »Es war«, so endet diese, im neuen Band der Gesamtausgabe dokumentierte Rede, »die Größe Marx', die Arbeit in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt zu haben, weil dies genau das war, wovon alle politische Philosophie, nachdem sie nicht mehr wagte, die Sklaverei zu rechtfertigen, die Augen abgewandt hatte. Damit ist aber die politische Frage welche Notwendigkeit der Arbeit im menschlichen Leben und ihre alles beherrschende Rolle in der modernen Welt an uns stellt, noch nicht beantwortet.« Ein Hinweis, der zumal gegenwärtig im Zeitalter der Digitalisierung aktueller nicht sein könnte.

Auf jeden Fall: Die Lektüre des Bandes konfrontiert das Lesepublikum nicht mit einem revolutionären Blick auf eine bisher noch unbekannte Hannah Arendt, wohl aber mit einem neuen, frischen Blick auf ihren persönlichen Denkweg und auf jene Fragen, vor die der Missbrauch der Hegelschen Dialektik und der Marxschen Philosophie durch parteikommunistische Kreise die Philosophin politischer Freiheit stellte.

*Micha Brumlik (Berlin)*

## **Dreißigjährige Kriege**

---

*Johannes Burkhardt, Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart (Klett-Cotta) 2018, 296 S., 25 €*

*Herfried Münkler, Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648, Berlin (Rowohlt) 2017, 974 S., 39,95 €*

Historiker\_innen kommen bei Herfried Münkler nicht gut weg. Er habe die einschlägige fachwissenschaftliche Literatur der letzten zwei bis drei Jahrzehnte studiert und festgestellt: Die Historiker haben den Dreißigjährigen Krieg historisiert. Nun wird Historisierung – als Begriff und Praxis – in der Geschichtswissenschaft zwar vielfältig gefasst. Aber als Denkoperation, die Relationierungen und Sinnstiftungen zwischen dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen methodischer Reflexion zugänglich macht, gilt die Perspektive des Historisierens doch als konstitutiv für die wissenschaftliche (und kritische) Geschichtsschreibung. Wieso ist dies kontrovers? In Münklers Interpretation hingegen ist Historisierung gleichbedeutend mit »antiquarischer Geschichtsschreibung« – hier argumentiert er ungebrochen im Schatten Friedrich Nietzsches. »Das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen« (Nietzsche), Fachsimpeleien zu Einzelaspekten, neue Untersuchungsfelder wie die Schlachtfeldarchäologie, die allenfalls touristisch relevant seien, die aber alle keinen Nutzen für die Gegenwart aufwiesen – so Münklers Urteil über die Forschung zum Dreißigjährigen Krieg.

Sein eigenes »nichtantiquarisches Interesse« beruht nun auf folgender Idee, die in jüngster Zeit vor allem im Feuilleton ausführlich diskutiert worden ist: Es sei an der Zeit, den Dreißigjährigen Krieg vom »Moderduft« (Nietzsche) geschichtswissenschaftlicher Anteilnahme zu befreien. Der Krieg soll erstens zur Analysefolie für die Kriege des 21. Jahrhunderts an der »europäischen Peripherie« aufbereitet werden, um mit diesem Material die Politik mit »Handreichungen« zur Vermeidung und Beendigung von Kriegen zu versorgen. Zu diesem Zweck will Münkler die Motive und Zielsetzungen

der beteiligten Mächte, die strukturellen Kräfte, den Verlauf und die Faktoren der Beendigung des Krieges sorgfältig beschreiben. Zweitens sei in der deutschen politischen Öffentlichkeit ein »Defizit an strategischem Denken« auszumachen; die Öffentlichkeit bewerte Kriegsfragen auf der Grundlage des Rechts (z.B. des Völkerrechts) und anhand von Moral und Werten. Die Auseinandersetzung mit dem Dreißigjährigen Krieg sei nun perfekt geeignet, um beide Denkweisen als illusorisch zu überführen. Nicht das »dogmatische Insistieren« auf Recht und Wertbindung, sondern strategisches Denken sei angesagt und könne auf dem Übungsplatz Dreißigjähriger Krieg – anhand der Entscheidungen und Nicht-Entscheidungen der Protagonisten des 17. Jahrhunderts – erlernt werden.

Heroisch in die Forschungslücke der Politikberatung springt auch Johannes Burkhardt mit seinem Buch *Krieg der Kriege*, das er ausdrücklich als eine »neue« Geschichte des Dreißigjährigen Krieges verstanden wissen will. Burkhardt will – wie Münkler – »historisch informierte Politikberatung« liefern; konkret soll seine »neue« Geschichte des Dreißigjährigen Krieges für gegenwärtige Friedensbemühungen nutzbar gemacht werden können. Seine Grundidee ist, den Krieg insgesamt – also nicht nur die Phase der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück – als »Großbaustelle des Friedens« in den Blick zu bekommen.

Münkler ordnet sein Material chronologisch, Burkhardt systematisch; beide haben ihre Politikratschläge am Ende in einem jeweils sehr kurzen Kapitel zusammengestellt, sozusagen als *Executive Summary*.

Die Aspekte und Narrative, die die Autoren für ihre Geschichte des Krieges auswählen und verknüpfen, ähneln sich. Und sie sind vertraut. Vertraut sind sie uns heute aber nicht, weil sie die Spezifik des

Krieges im 17. Jahrhundert beschreiben, sondern weil sie aus dem 19. Jahrhundert stammen. Für das historische Feld des 19. Jahrhunderts lag in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges eine Wahrheit verborgen, durch die sich die Frage nach der Schuld für die allenthalben hypostasierte deutsche nationale Schwäche und Rückständigkeit beantworten ließe. Der Dreißigjährige Krieg erhielt hier – im Rahmen des vielschichtigen Denkens mit Geschichte und einer einschlägigen Wissensproduktion, die unter anderen auch eine, meist bis heute akzeptierte, Quellenbasis kanonisierte – seine Gestalt als Kette spektakulärer Ereignisse, gelenkt von herausragenden Personen (Helden, Heilige und Schurken), und er erwarb seine Bedeutung als schicksalhafte Urszene für die deutsche Identität. Den Themen und Argumentationsmustern, die sich in diesem Kontext stabilisierten, haftet nach wie vor autoritativer Status an: der Fokus auf einzelne Super-Personen (vor allem Gustav Adolf und Wallenstein mit korrespondierender Helden- und Antiheldenerzählung); die Idee, die Geschichte des Krieges sei nach Wallensteins Tod 1638 eigentlich auserzählt – der Rest des Krieges zwar grausam, aber eben auch eintönig; das Krisen-, Katastrophen- und Niedergangsnarrativ (der Krieg als ununterbrochene Kette sadistischer Begegnungen der (Land-)Bevölkerung mit fremden »Söldnern«); die Aktualisierung der Werke Grimmelshausens zu authentischen Kriegsberichten sowie eine Dichotomisierung der Erkenntnisparameter (Täter – Opfer, Politik – Religion, fremd – einheimisch).

Wie gehen Burkhardt und Münkler mit dem vielfältigen Material und mit der bestehenden, nicht ganz einfachen Forschungslage um? Beide Autoren denken epochal. Beide setzen den Westfälischen Frieden und das *Westphalian System* zentral – den Ur-Mythos der europäischen

Moderne- und Zivilisierungserzählung –, und dies ist folgenreich. Denn wenn die Geschichte von hier aus ihren Sinn erhält, dann kann der Dreißigjährige Krieg nur von seinem Ende her gedacht werden. Das »stehengebliebene Heer«, die Einbindung der »in ihrer dogmatischen Intoleranz gefangenen Konfessionen« in die politisch-rechtliche Ordnung, die »staatliche Neuordnung Europas«, die »deutsche Doppelstaatlichkeit« mit ihrer »Chance für regionale Partizipation, Rechtsstaatlichkeit und Friedensfähigkeit« (Burkhardt); eine Regeln unterworfenen Kriegsführung, die gewaltbegrenzende Verstaatlichung der Armeen und »völkerrechtliche Trennung von Kombattanten und Nonkombattanten« sowie die Ausrichtung von Kriegen an einem rationalen Staatsinteresse im Gegensatz zu Wertbindung und religiösen Verpflichtungen (Münkler) – dies seien die »folgenreichen Leistungen« des Westfälischen Friedens, der den Dreißigjährigen Krieg beendete. Dieser erscheint nun als Gegenbild zur erwünschten Norm, nichtstaatliche Herrschaftsstrukturen perhorreszierend: grausam, willkürlich und wirr.

Versucht man diesem Geschichtsbild auf den Grund zu gehen beziehungsweise stellt man es gleich infrage, dann fällt vor allem eine empfindliche Leerstelle in beiden Arbeiten auf: die fehlende methodische Reflexion bei der Darstellung der (Kriegs-)Gewalt. Burkhardt will in seinem ersten, einleitenden Kapitel die Größenordnung der Kriegsfolgen für die Bevölkerung ausmessen. Begleitet durch rhetorische Fragen wie »Wie konnte es so weit kommen?« oder »Hat denn hier keiner eingreifen können?« ist dieses Kapitel die Grundlage für die nachfolgend beschriebene Friedensdiplomatie. Über die »interessanten Differenzierungen« der neueren Forschung sei nicht die »gesammelte Wucht der Katastrophenerfah-

« zu vergessen, so die Aufgabenstellung. Dass Burkhardt hier nun eigens die auf völkischen Kategorien beruhende Arbeit von Günter Franz zum wissenschaftlichen Grundlagenwerk der Demographie des Dreißigjährigen Krieges macht, ist eine Provokation. Entscheidend wäre gewesen, den historischen Kontext der Fragen nach den »Bevölkerungsverlusten« zu bestimmen und deren Hintergrundannahmen und Strategien der Emotionalisierung zu diskutieren. In Burkhardts Gewalt- und Kriegserfahrungsanalyse ist, gestützt durch den prominent in Szene gesetzten demographisch-quantifizierenden Befund, die Katastrophe als Ergebnis immer schon vorausgesetzt, werden die Quellen auf ein vorab festgelegtes Katastrophenszenario ausgewählt und ausgelegt. In einem für mein Verständnis absurd übersteigerten Duktus ist die Rede von »seriellen Gewaltorgien«, der »überschießende[n] Lust [der Soldaten] an der Grausamkeit«, einer »schreckenerregende[n] Gewaltspitze«, »sexistischen Dauergreuel[n]«, der »nachhaltig kulturzerstörende[n] Trinität des Todes«, dem »Todesdreieck von Gewalt, Hunger und Seuchen« – die Zeitgenossen des Dreißigjährigen Krieg hätten »ein erschreckend geschlossenes Bild der Kriegserfahrung und -folgen« gezeichnet. Angesichts der ergebnisreichen interdisziplinären Gewaltforschung der letzten Jahre und angesichts der Bandbreite der verfügbaren Gewalttheorien, die allesamt methodische Sorgfalt in der Analyse nahelegen, bleibt bei dem hier bewusst gezeichneten Bild ubiquitärer Gewalt ein Unbehagen über die phrasenhafte Argumentation, die jeden Kollateralschaden in Kauf nimmt.

Argumenten wie den meinen gegen die Zeichnung pauschaler Gewaltszenarien, die häufig meist Metapher für Gewalt und Argument für ganz andere Narrative beziehungsweise legitimieren-

de Metadiskurse sind, wird in der Regel vorgeworfen, dass sie das wahre Ausmaß des Leids der Opfer relativierten. Das Gegenteil ist der Fall, erst die präzise Kontextualisierung von Gewalthandeln und -repräsentationen kann die historisch konkrete Bedeutung von Gewalt sichtbar machen. Dass Burkhardt zudem die Quellen einseitig und wertbehaftet liest, zeigt, wie wenig ihm an methodisch reflektierter Analyse der Perspektiven der Akteure und ihren Gewaltdarstellungen gelegen ist. Die Chronik des thüringischen Hofrats Volkmar Happe, aus der er den Großteil seiner Gewaltbeschreibungen bezieht, sei »repräsentativ«, die Theologie habe mit ihrer Argumentation, der Krieg sei Strafgericht Gottes, versagt, und dem Adligen August von Bismarck, der in seinen autobiographischen Aufzeichnungen von »Unglück, Müh und Elend« seines Kriegsdienstes schreibt, kann er nur zurufen: »Selbst schuld«.

Münkler argumentiert in Bezug auf die Kriegsgewalt zwar weniger apodiktisch, aber dennoch nicht unproblematisch. Während es in der »Disposition« der Soldaten liege, Massaker zu begehen (die Stichworte sind hier Erregungsniveau, Wut, Entfesselung, Rausch, Raserei), wird beim Gewalthandeln der »Männer an der Spitze« rationales Abwägen, ein Entscheiden für oder wider Gewalt (beispielsweise im Rahmen des Kriegsrechts) grundsätzlich veranlagt. Dass Tilly 1626 das Massaker an den Bewohnern der eroberten Stadt Münden nicht stoppte, sei einerseits nach heutigen Maßstäben als Kriegsverbrechen zu bewerten, andererseits auch ein »Strategem« Tillys gewesen, sodass diesem durchaus Gründe für seine Entscheidung zugesprochen werden können. Was soll, die Frage muss gestattet sein, die politische Öffentlichkeit im Hier und Jetzt, für die diese Ausführungen ja Strategie-

übung sein sollen, aus diesem Entscheiden und Nicht-Entscheiden lernen?

Ich habe weiter oben schon erwähnt, dass Johannes Burkhardt den Dreißigjährigen Krieg in der Parallelität von Kriegs- und Friedenshandeln erkunden will, und diese Idee hat prinzipiell einiges für sich. Es ließen sich, das Konzept sorgfältig ausgearbeitet, Perspektiven entwickeln, die die moderne Dichotomie von Krieg und Frieden historisieren und das Politische an Praktiken und Handlungsrepertoires (des Verhandeln, Entscheidens, Verfeindens, Kommunizierens etc.) anbinden.

Nachdem Burkhardt die Frage diskutiert hat, ob der Dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg war (er war es nicht, laut Burkhardt, was aber egal ist, denn schon die Frage, die auf der modernen Trennung von Religion und Politik beruht, macht keinen Sinn), erläutert er seine alte These vom Dreißigjährigen Krieg als Staatsbildungskrieg. Die »neue« Geschichte also auf dem Stand von 1992. Die nächsten Kapitel sind zentriert um Gustav Adolf und Wallenstein. Es geht hier um Fragen der Kriegsorganisation und -finanzierung vor dem Hintergrund der »Institutionalisierung der Gewaltorganisation des Staates« sowie um Kriegspublizistik. Implizit wird die Argumentation auch um Praktiken der Friedenssicherung angereichert. Für Burkhardt sind aber nicht verfügbare Handlungsrepertoires entscheidend, sondern die »persönliche Ebene«, also die intrinsische Motivation der Handelnden, der hier die »rekonstruierende Schlüsselrolle« zukomme. Die letzten Kapitel nehmen die Friedensproblematik dann noch einmal konkreter auf, es geht um den »Friedensapostel« Wallenstein, um den Prager Frieden, den Westfälischen Frieden und um Europas Staatensystem. Alles in allem finden sich zahlreiche zugespitzte Formulierungen, aber auch kühn hingeworfene Gedanken,

deren Plausibilität nicht immer einleuchtet. Wenn z.B. Wallenstein, Bismarck, Friedrich II. und Eugen von Savoyen als Politiker vorgestellt werden, die sich von »Protagonisten der Kriegsgewalt« zu Beginn ihres Lebens zu »unermüden Friedenssucher[n]« entwickelt hätten, dann schwingt hier wohl eher die moderne Erfahrung des 20. Jahrhunderts mit, dass man in einen Krieg heroisch hinein, aber desillusioniert herausgeht. Den »außereuropäische[n] Baustellen« werden von Burkhardt schlussendlich aufgrund der Erfahrungen der »dreißigjährigen Großbaustelle des Friedens« das föderative Staatsmodell, die politische Stabilisierung durch Institutionen, die rechtliche Einbindung von Religionen, Kultur, Friedensakteuren und Friedensparteien anempfohlen.

Dass Herfried Münkler Historisierung beziehungsweise historischem Denken keine Priorität einräumt, lässt sich auf verschiedenen Ebenen seines Texts beobachten. Schwierig ist der Text, weil im Rahmen der eher dürftigen methodischen Vorüberlegungen – als Ziel ist vage gesetzt, den Verlauf des Krieges sowie die Entscheidungen und Motive der Protagonisten genau zu beschreiben – die analytische Perspektive fehlt, mit deren Hilfe aus der Fülle des Materials sinnvoll ausgewählt werden könnte. Der Text entwickelt sich daher zu dem, was üblicherweise dem Dreißigjährigen Krieg selbst zugesprochen wird: mäandernd und endlos (Wallenstein stirbt auf S. 630!). Nicht selten gerät er zur Charaktershow: Gustav Adolf sei »umsichtig und entschieden, keineswegs verwegen und tollkühn, durchaus mit Respekt vor seinen kriegserfahrenen Gegnern, aber jederzeit erfüllt von der Überzeugung, dass Gott mit ihm sei und sein Segen auf ihm ruhe.« Tilly war »rüstig und infolge seiner strengen Lebensführung den körperlichen Strapazen gewachsen. Auch

darin unterschied er sich von den meisten anderen Generälen dieses Krieges, die dem Trunk und der Völlerei ergeben waren und an der Gicht und anderen Krankheiten litten.« Ferdinand II. habe einen erheblichen Teil seiner Zeit »mit Andachtsübungen [verbracht], und diese Zeit fehlte ihm dann bei der Bewältigung seiner politischen Aufgaben.« Die böhmischen Stände »investierten einfach nicht genug in den Erfolg ihres politischen Projekts.« Johann Georg von Sachsen habe als »großer Zecher und leidenschaftlicher Jäger, der die meiste Zeit mit dem Verzehr von Wildbret und Bier verbrachte«, gegolten. Münkler argumentiert mit den wissenschaftlichen und literarischen Stimmen aus dem 19. und 20. Jahrhundert, als lägen sie auf ein- und derselben Zeitebene und folgten demselben (objektiven) Erkenntnisinteresse. Er diskutiert und positioniert sich in Debatten, die heute allenfalls historiografiegeschichtlich interessant sind, und er scheint auch einen nicht sonderlich sorgfältigen Umgang mit Quellen zu pflegen, wenn er etwa die Passagen zu Tilly weitgehend der Schrift von Bernd Rill (*Tilly. Feldherr für Kaiser und Reich*, 1984) entnimmt, der komplett auf Quellenangaben verzichtet. Dass Münkler für die Rekonstruktion der Schlacht bei Breitenfeld nach der idealen Quelle sucht (die Aufzeichnungen des Gefreiten Peter Hagendorf besäßen eine »radikal subjektive Sichtweise«, ideal sei der Blick vom »Feldherrnhügel«, Gustav Adolf aber schnell in Nebel und Staub verschwunden, einzig der Obrist Robert Monro habe den »Überblick« behalten, und seine Aufzeichnungen seien daher die wichtigste Quelle für dieses Ereignis); dass er die Clausewitzschen Paradigmen buchstäblich umsetzt (»Mit Clausewitz kann man sagen...«) und akribisch versucht, mit Kriegstypen zu argumentieren, obwohl die Forschung diese Art der Systematisierung längst ablehnt. – Dies lässt

den Text einerseits antiquiert erscheinen, ist aber andererseits auch Teil der grundlegenden methodischen Schwächen.

Ob die zum Ende gelieferten »Strukturanalogien« den absurden Aufwand der Empirie rechtfertigen, wäre zu fragen. Ob sie sich überhaupt plausibel oder gar notwendig aus der Empirie herleiten lassen, lässt sich nicht entscheiden. Wenn es allerdings heißt: »Der Aufstand der Niederlande und die Rebellion der Böhmen [...] waren im Vorfeld und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges strukturanalog zu dem, was inzwischen als ›Arabischer Frühling‹ bezeichnet wird« – kann das ernst gemeint sein?

Lohnt sich die Lektüre beider Bücher, wenn man doch die forschungsleitenden Hintergrundannahmen nicht teilt und auch der Optimierung der Vergangenheit zum Zwecke der Anfertigung politisch nutzbarer »Handreichungen« eher zurückhaltend gegenübersteht? Sind sie an aktuelle Debatten anschlussfähig, diskutabel? Möglicherweise lässt sich zunächst das Irritationspotenzial sehen und darüber nachdenken, warum die traditionellen historischen Denkschablonen nach wie vor Anklang finden, Mythen nicht hinterfragt werden und dagegen neuere historische Forschungen, die auf interdisziplinäre Theorietransfers bauen, die die Ordnungsleistung von Großkonzepten in Zweifel ziehen, die die Erkenntnisgegenstände flexibel halten und aus essenzialisierenden, dualistischen und linearen Erkenntnismodi ausscheiden, in der gegenwärtigen Historiografie zum Dreißigjährigen keine Rolle spielen. Johannes Burkhardt ist auf jeden Fall zuzustimmen, dass der Dreißigjährige Krieg eine »einzigartige Erkenntnischance« bietet. Ob die Erkenntnischance darin liegt, den Dreißigjährigen Krieg als Ganzes einem Allerklärungsversuch zu unterziehen und die so gewonnene Geschichte für eigene gegenwartsdiagnos-

tische Bedürfnisse zu präparieren, mag bezweifelt werden. Geboten ist vielmehr eine kritische und radikale Neubefragung des Wissens zum Dreißigjährigen Krieg mithilfe von Fragestellungen und analytischen Zugängen, die die Alterität der Geschichte sichtbar machen, und die es ermöglichen, historisch perspektivierte Gegenstände in ihrer Kontextbedeutung unideologisch zu diskutieren.

Silke Törpsch (Berlin)

## Animal Biography

---

André Krebber/Mieke Roscher (Hg.), *Animal Biography. Re-framing Animal Lives (Palgrave Studies in Animals and Literature)*, Cham (Palgrave) 2018, 266 S., 12 Abb., 103,99 €

Der Titel des Buchs mag eindeutig klingen, aber das Titelbild weist bereits darauf hin, dass produktive Irritationen zu erwarten sind: Ein dunkles Wesen blickt uns vom Einband an. Sind diese Löcher wirklich Augen? Ist die Öffnung darüber ein Maul, eine Nase, sind es Kiemen? Ist es unter Wasser, steht es auf dem Kopf? Auf alle Fälle scheint es lebendig. Die aufkeimende Frage »Was ist das eigentlich?« könnte nach der Lektüre der Buchbeiträge durchaus anders klingen, nämlich: »Wer ist das?« Aus einem schemenhaften Objekt wird mit neuen Herangehensweisen und Methoden ein Subjekt mit Individualität und Geschichte. Es ist ein sprechendes Motiv für diesen Sammelband mit Beiträgen von zwölf Autorinnen und Autoren, die sich mit der Frage auseinandersetzen, ob und wie es möglich ist, die Lebensgeschichten und die historischen Umfeldler von Tieren nachzuvollziehen und erzählbar zu machen.

Die *Human-Animal Studies* haben sich in den letzten Jahren als interdisziplinäres



Forschungsfeld etabliert und das Potenzial des Themenfelds der Mensch-Tier-Beziehungen für die Geschichtsschreibung offengelegt. Verkaufsschlager wie das Buch der britischen Historikerin und Falknerin Helen Macdonald über das Verhältnis zu dem von ihr dressierten Raubvogel – *H wie Habicht* – weisen darauf hin, welch großes Interesse aktuell an der Auseinandersetzung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Tieren besteht. McDonalds Erfolg beruhte nicht zuletzt darauf, dass sie die Biografie des Vogels mit ihrer eigenen Lebensgeschichte und der eines früheren Falkners und Autoren verwob – und so ein dichtes Bild der Mensch-Vogel-Beziehungen, ihrer Geschichte, aber auch der Grenzen und Missverständnisse zeichnete.

In dem Sammelband *Animal Biography* von Mieke Roscher und André Kriebler geht es allerdings nicht ausschließlich darum, die Lebensgeschichten einzelner Tiere nachzuzeichnen, sondern vor allem darum, auszuloten, wie Tiere mit der Konstruktion ihrer Biografien als Individuen, aber auch als Kollektiv sichtbar gemacht werden – mit Hilfe historischer Quellen, Erfahrungen und Beobachtungen und der Tierkörper selbst. Die Herausgeberin und der Herausgeber zählen in ihrer klugen Einleitung auch gleich die allgemeinen Fallstricke des biografischen Schreibens auf: die lange Tradition männlicher Heroenerzählungen, die Übergriffigkeit auf die Erzählung derer, die sich selbst nicht mehr äußern können oder das Übergewicht des beschriebenen Individuums gegenüber denen, die in dessen Schatten stehen. Um diese Untiefen zu vermeiden, muss sich die Biografik ihrer Mittlerfunktion stets bewusst sein. Eine zentrale Herausforderung der Tiergeschichte war und ist es, Tiere als wirk- und eigenmächtig handelnde Subjekte zu verstehen – und sie nicht (anthropomorph) zu vereinnahmen. Diese Heraus-

forderung der Biografik ist gewissermaßen epistemologisch universell – gerade deswegen ist das Genre für die Praxis der Tiergeschichtsschreibung so spannend.

Auch in diesem Band spiegelt sich die grundlegende Herausforderung der Tiergeschichte wider, die zugleich an das disziplinäre Grundverständnis der Geschichtswissenschaft rührt: Wie schreibt man die Geschichte von Akteuren, über die meist wenig Quellen und in aller Regel keine Selbstzeugnisse zur Verfügung stehen? Wieviel Empathie ist nötig, wie sind die Regeln der Hermeneutik konstruktiv anzuwenden, um Stimmen wieder hörbar zu machen, die wir Menschen nicht einmal richtig verstehen? Wie können an Tiergeschichte interessierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Biografien von tierlichen Subjekten verfassen, ohne übergriffig zu werden? Was genau ist die Rolle der Biografin?

Die Beiträge bieten eine bemerkenswerte Bandbreite historischer und kulturwissenschaftlicher Konzepte und Methoden. Die Schnittmenge der ersten Aufsätze ist der Zugriff auf die tierliche Biografie über Erzählungen und Berichte ihrer menschlichen Beobachter. Matthew Chrulew untersucht, wie stark die Beobachtungen von Tieren und deren spezifische Geschichte die eigenen Biografien von Zoologen beeinflusste und zu welchen Wechselwirkungen es durch die intensiven Begegnungen kam. Hilda Kean beschreibt, wie sie in einem Archiv nach Tieren suchte und einen Mann fand, der in einem Tagebuch den Alltag mit seinem Reitpferd im Zweiten Weltkrieg nachvollziehbar macht. Ihr Beitrag zeigt, was es bedeutet, als Historikerin das Tier in den Quellen »mitzulesen« und aus den Darstellungen des Besitzers die Lebenswirklichkeit eines einzelnen Pferdes in Zeiten von Bombardierungen, Rationierungen und Kriegslärm zu rekonstruieren.

In einem weiteren Abschnitt wird untersucht, wie individuelle Tierbiografien als Einstieg für die Analyse allgemeiner sozio-kultureller Entwicklungen dienen können. Aaron Skabelunds Beitrag leuchtet das historische Umfeld aus, vor dem sich die Lebensgeschichte des japanischen Hundes Hachiko (1923–1935) entfaltet. Dass dessen Biografie verhältnismäßig einfach nachzuspüren ist, liegt nicht zuletzt an seiner ungeheuren Popularität: Nachdem sein Besitzer verstorben war, erschien der Hund noch jahrelang verlässlich an der Bahnstation und schien auf dessen Rückkehr zu warten. Skabelund untersucht – ausgehend von der Symbolik der unverbrüchlichen Treue, die Hachiko repräsentiert – die zeitgenössischen Diskurse über Rasse und Herkunft, nähert sich aber ebenso der physischen Realität des Hundes an, nicht zuletzt durch die Einbeziehung der sterblichen Überreste des Tieres, die bis heute als Taxidermie existieren.

Die Beiträge, deren Themen von der Frage Markus Krzokas nach Möglichkeiten und Grenzen einer kollektiven Biografie von Wisenten über fiktive Tierbiografien in Literatur und Film bis zu den Potenzialen virtueller autobiografischer Tierdarstellungen in sozialen Medien (Margo DeMello) reichen, bilden ab, dass die Frage nach Lebensgeschichten von Tieren stets mit einer methoden- und selbstkritischen Reflexion einhergeht. Der Biografik wohnt generell das prozesuale Element der Spurensicherung inne. In der Tierbiographik ergibt sich darüber hinaus die Herausforderung, nicht nur Quellen zu finden, anhand derer man die Lebensgeschichten überhaupt beschreiben und belegen kann, sondern auch der Andersartigkeit und Individualität einzelner Tiere Tribut zu zollen. Kann man ihrer Subjektivität gerecht werden? Einige AutorInnen demonstrieren, wie das funktionieren könnte. Anhand der gut

dokumentierten und von Gewalterfahrungen geprägten Lebensgeschichte der Zirkuselefantin Topsy, die, nachdem sie mehrere gewalttätige Wärter getötet hat, 1903 mit Strom exekutiert wurde, stellt Kim Stallwood mit Entschiedenheit fest, dass ihre Biografie schon allein deshalb erzählenswert ist, weil »Topsy's life mattered to herself.« Um dieses Selbsterkennen angemessen erzählen zu können, bedarf es nicht nur der Quellen, sondern auch der Erkenntnisse jüngster biologischer und ethologischer Forschungen über die Gefühlswelten dieser Säugetiere. Gleichzeitig wirft Topsis Geschichte Licht auf die Lebensläufe von anderen gezielt getöteten Zirkuselefanten. Radhika Subramaniam's Schreiben über den Elefanten, den Karl der Große als Geschenk des Kalifen von Bagdad erhalten haben soll, versucht mit einer mäandernden, zwischen spekulativem Denken und Faktensichtungen angesiedelten Suchbewegung, dem Tier jenseits des bloßen Namens und Symbolgehaltes näherzukommen. Sie findet ein treffendes Bild für die Andersartigkeit, die die Geisteswissenschaften bei dem Schreiben über Tiere gewahr werden: Elefanten verständigen sich über Infraschall – der für Menschen nicht hörbar ist. Die Autorin empfiehlt gerade in Anerkennung dieser Andersartigkeit: genau hin- und zuzuhören.

Die Autorinnen und Autoren des Sammelbands geben keineswegs vor, Tierbiografien zu verfassen, die die Sicht der Tiere auf sich und ihre Lebensgeschichte schildern würden. Vielmehr zeigen die Beiträge, dass Biografien verfasst werden können, ohne dass deren AutorInnen die individuellen Gedanken ihrer Objekte lesen und verstehen müssen. Tierbiografik ist sich der Externalität ihres Vorhabens bewusst. Eine spannende Erweiterung könnte allerdings sein, künftig auch Zugriffe mit einem stärker naturwissen-

schaftlichen Fokus in den Kontext der Biografik zu stellen. In der Tierökologie werden inzwischen individuelle Entwicklungen oft über die ganze Lebensdauer beobachtet und dokumentiert. Dem Anspruch der Herausgebenden, zu demonstrieren, dass Geschichtswissenschaftlerinnen und Geschichtswissenschaftler Handwerk, Methode und interdisziplinäre Kompetenz genug besitzen, um die Individualität der historischen Tierakteure zu erkennen, werden die Beiträge gerecht. Das individuelle Wesen, so viel ist nach der Lektüre deutlich, ist eben mehr als nur das allgemeine, anonyme Tier und amorphe Gegenüber des Menschen. Das Buch ist ein guter Einstieg in ein neues Forschungsfeld, das die historische Dimension der existentiellen Krise der modernen Tier-Mensch-Verhältnisse fassbar und konkret macht.

*Anna-Katharina Wöbse (Gießen)*

## Schriftlose Vergangenheiten

*Lisa Regazzoni (Hg.), Schriftlose Vergangenheiten. Geschichtsschreibung an ihrer Grenze – von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Berlin/Boston (de Gruyter) 2019, 346 S., 69,95 €*

Dinge fordern die Geschichtswissenschaft nicht erst seit dem aktuellen *Material Turn* heraus. Der vorliegende multidisziplinäre Sammelband beschreibt in vierzehn Beiträgen, wie Geschichtsschreibung vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart mit Schriftlosigkeit umgeht. Dabei wird deutlich, welche historiographischen Herausforderungen an der »Grenze der geschichtlichen Rekonstruierbarkeit« bestehen. Einen Dreh- und Angelpunkt für das Thema bildet das 19. Jahrhundert, in dem sich die Geschichtswissenschaft als akademische

Disziplin etablierte und auf schriftliche Quellen zur europäischen Geschichte konzentrierte. Nicht-schriftliche Vergangenheiten – der Band fasst hierunter sowohl die Geschichte(n) menschlicher Gemeinschaften ohne Schrift als auch nicht aufgezeichnete oder durch Zerstörung schriftlicher Quellen verlorene Geschichte – und dingliche Überreste wurden einerseits antiquarisch interessierten Laien, andererseits eigenen Fächern überlassen. Obwohl man dies, so Regazzoni, geschichtsphilosophisch begründen kann, war diese Selbstbeschränkung keineswegs zwingend. Seit Droysen und Lamprecht würden die Einsicht in die Gemachtheit von Quellen und die Konfrontation mit »hybride[n] Korpora« immer wieder alternative Themen und Darstellungsformen anregen.

Die Gliederung des Bandes unterscheidet »historiographische«, »wissenschaftshistorische« und »praktische Perspektiven«. Die ersten beiden Sektionen behandeln den Umgang mit dem Problem der Schriftlosigkeit aus der Perspektive von Beobachtern zweiter Ordnung. Im dritten Abschnitt kommen Menschen zu Wort, die sich diesem Problem in aktuellen Projekten direkt stellen.

Die erste Sektion vereint historiographische Bearbeitungen schriftloser Vergangenheiten von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart. Antonella Romano zeigt, dass insbesondere jesuitische Missionare des 16. Jahrhunderts für Südamerika durchaus alternative Aufzeichnungsformen wie die geknoteten Stränge der Quipus berücksichtigten und nicht zwangsläufig die von Michel de Certeau kritisierte »Gewalt des »erobernden Schreibens« ausübten. Lisa Regazzoni untersucht, wie die napoleonische *Académie celtique* (1804–1812) aus archäologischen Artefakten, Sprache, Sitten und Bräuchen, Gebrauchsgegenständen, sogar aus den Menschen selbst,

eine historische keltisch-gallisch-fränkische »Volkskultur« zu rekonstruieren versuchte. Trotz der Erschließung neuer Quellenformen erwies sich das Programm der Keltomanen aber letztlich als ahistorisch – ein wiederkehrendes Problem in der Arbeit mit dinglichen Überresten. Dass keineswegs nur Epochen vor der Erfindung der Schrift durch alternative Quellen zu erschließen sind, zeigt der Beitrag von Nicole Immig. Im Zuge der großen Bevölkerungsverschiebungen zwischen Griechenland und der Türkei, die ihren Höhepunkt im Vertrag von Lausanne (1923) fanden, wurden Spuren zerstört und Narrative politisch unterdrückt. Die Rekonstruktion dieser »unerwünschte[n] Vergangenheit« bleibt bis heute politisch und sozial brisant. Auch die von Bettina Severin-Barboutie nachgezeichnete Kontroverse über eine voreuropäische Besiedelung der Insel La Réunion illustriert die politische Seite der Interpretation historischer Quellen. Wenngleich die Siedlungsgeschichte und das aktuelle Verhältnis zu Frankreich hoch umstritten sind, bringt der Streit immerhin neue Aufmerksamkeit für nicht-schriftliche Zeugnisse der Inselvergangenheit.

Die zweite Sektion untersucht (inhaltlich nicht ganz trennscharf zur ersten), wie die Geschichte schriftloser Kulturen im Zuge der Abgrenzung akademischer Fächer im 19. Jahrhundert thematisiert wurde. Dass in Weltgeschichtsentwürfen dieser Zeit, entgegen allen programmatischen Forderungen, schriftlose Kulturen weitgehend ausgeklammert blieben, begründet Stefan Jordan einerseits mit praktischen Schwierigkeiten, andererseits mit dem geschichtsphilosophischen Dilemma der Modernisierungstheorie. Deren Fortschrittlichkeitskriterien ließen Kulturen ohne schriftliche Aufzeichnungen historisch weniger wirkmächtig erscheinen. Wie hingegen gerade Grenz-

überschreitungen zwischen Fachgebieten und Methoden Neues hervorbrachten, illustriert Nathan Schlanger am Beispiel des antiquarisch interessierten Universalgelehrten John Evans, der Evolutionsideen zur Betrachtung vorrömischer Münzen entwickelte und numismatische Methoden der Klassifikation auf Feuersteinwerkzeuge anwandte.

Abgrenzungen und Anregungen zwischen den entstehenden Disziplinen thematisieren auch die Beiträge von Gudrun M. König und Elisabeth Timm über den Altertumswissenschaftler Otto Lauffer sowie von Hans Peter Hahn zur Geschichte der Ethnologie. Lauffer suchte den »stummen« Objekten der Museumsarbeit in Auseinandersetzung mit der literaturwissenschaftlich-germanistischen Altertumskunde sowie mit geschichtswissenschaftlichen Debatten historischen Quellenwert zu verleihen. Doch barg seine Vorstellung einer dinglich manifestierten »deutschen« Kultur Probleme: Das »Deutsche« der Dinge und ihres Gebrauchs erschien entzeitlicht, essenzialisiert – und eignete sich so besonders für die ideologische Instrumentalisierung im Nationalsozialismus. Im Gegensatz dazu entwickelte die Ethnologie, so Hahn, im deutschsprachigen Raum – anders als die koloniale und biologistische anglo-amerikanische Anthropologie – mit Methoden der kulturhistorischen Analyse dinglicher Quellen »spekulative« diffusionistische Geschichtsbilder von Verbreitungsprozessen bestimmter kultureller Merkmale. Zwar rückten historische Entwicklungen mit dem Aufstieg der Feldforschung ab 1920 für das Fach in den Hintergrund, doch beweist das postkoloniale Bedürfnis nach identitätsstiftender Geschichte, dass historische Fragestellungen keineswegs obsolet sind.

Dies zeigen auch die in der dritten Sektion vorgestellten aktuellen Projekte. Sie nähern sich auf neuartige Weise hy-

briden Quellenkorpora aus schriftlosen Vergangenheiten und entwickeln Lösungen jenseits der disziplinären Grenzen des 19. Jahrhunderts. Patrick J. Gearys interdisziplinäres Großprojekt zur spätantik-frühmittelalterlichen Migrationsgeschichte zeigt Chancen, aber auch Grenzen der hochaktuellen aDNA-Forschung als Korrektiv und Ergänzung zur historischen griechisch-römischen Überlieferung auf. Nikolas Gestrich führt lokale mündliche Geschichtserzählungen mit archäologischen Befunden sowie arabischen Quellen über das westafrikanische Reich Mali zusammen und erschließt so neue Erkenntnisse über dessen politische Geschichte. Die Beiträge von Jens Jäger und Muriel Favre nehmen mit dem 20. Jahrhundert eine Epoche in den Blick, deren Schriftlosigkeit zumindest bestreitbar ist. Allerdings illustriert Jäger anhand von Fotografien südwestafrikanischer und afroargentinischer Personen, wie »Bilder eigenständige Narrative entfalten – auch gegen Texte.« Favres Überlegungen zum Erkenntnispotenzial von Tonquellen (Sprachaufnahmen ohne Ausstrahlungszweck) helfen, den verstummten »Klang der Geschichte« wieder hörbar zu machen. Doch ergänzen ihre Fallbeispiele eher die reiche schriftliche Überlieferung, als dass sie genuin schriftlose Aspekte zugänglich machen.

Den Abschluss des Praxisteils bilden zwei Beiträge, die sich mit der (bisher) ungeschriebenen Geschichte aktueller Migrationsbewegungen aus dem globalen Süden nach Europa befassen. Alessandro Triulzi organisiert seit 2004 ein multimediales »Archiv der Memoiren von Migranten« ([www.archiviomemoriemigranti.net](http://www.archiviomemoriemigranti.net)). Während er die Erstellung von Quellen als historiografische Herausforderung reflektiert, weist dies der Künstler/Aktivist Giacomo Sferlazzo für den Ausstellungsraum PortoM auf Lam-

pedusa weit von sich. Durch die künstlerische Präsentation von Gegenständen, die Migrant\*innen auf beschlagnahmten Booten zurückgelassen oder verloren haben, will er, entgegen der bereits von Walter Benjamin kritisch konstatierten sozialen Bestätigungsfunktion der »materialistischen Geschichtsschreibung«, politische Debatten anregen.

Gerade die beiden letzten Beiträge problematisieren die Relevanz der Geschichtsschreibung in politisch-sozialen Gegenwartsdiskursen. Doch zeigt das breite Spektrum dieses Bandes, dass an den Grenzen der Geschichtswissenschaft, in der Konfrontation mit schriftlosen Gesellschaften und Aspekten der Vergangenheit, in der Neuzeit immer drängende politische Fragen verhandelt worden sind.

Anke Fischer-Kattner (München)

## Kindheitsgeschichte

Martina Winkler, *Kindheitsgeschichte. Eine Einführung*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2017, 240 S., 32 Abb., 35 €

Am Ende der Lektüre dieses Buches möchte man eine Vermisstenanzeige aufgeben. Gesucht werden: die Kinder. Denn sie, die eigentlichen Protagonisten dieses historischen Werkes, sind der Autorin offenbar unterwegs verloren gegangen. Martina Winkler hat mit *Kindheitsgeschichte. Eine Einführung* einen Text vorgelegt, der sich an Studierende, besonders an Studienanfänger, sowie an neu Interessierte an der Kindheitsgeschichte richtet. Das Thema kommt zur rechten Zeit, das steht außer Frage, denn mit der stetig wachsenden Aufmerksamkeit für die Geschichte der variablen kulturellen Grenzziehungen zwischen dem autonomen geschichtsmächtigen Subjekt und

dem »Rest« – seien es bislang marginalisierte soziale Gruppen, seien es Tiere, seien es die un-vernünftigen Aspekte des menschlichen Daseins – wird sich auch die Beschäftigung mit Kindheit weiterhin intensivieren. Dazu bereiten allgemeine gesellschaftliche Interessen, die mit der Suche nach der eigenen Kindheit und damit womöglich einhergehenden Traumata einer nunmehr ans Lebensende gelangenden Kriegs- und Nachkriegsgeneration zusammenhängen dürften, der Kindheitsforschung und Kindheitsgeschichte seit den Neunzigerjahren einen Höhenflug.

Winkler kündigt eingangs eine Kombination aus »empirischer Beschreibung und Darstellung des Forschungsstandes« an. Außerdem schwebt ihr, sicherlich auch vor dem Hintergrund des aktuellen Kindheitsbooms, eine Korrektur der in der allgemeinen Wahrnehmung oft verkürzten oder veralteten Sicht auf Kinder in der Geschichte vor. Die Schwierigkeiten, die ihrem Projekt entgegenstehen, benennt sie ebenfalls gleich zu Beginn: Eine unüberschaubare Anzahl empirischer Einzelstudien, gleichzeitig große Forschungslücken und ein »nicht immer unproblematisches Verhältnis zu angrenzenden Wissenschaften wie Pädagogik, Psychologie, Sozialwissenschaften«. Mit diesem Warnhinweis gibt die Autorin zu verstehen, was für den Fortgang der Lektüre wichtig sein wird: Sie sieht den Auftrag der Kindheitsgeschichte einerseits darin, ein vollständiges Bild von der Vergangenheit zu ermitteln, andererseits bevorzugt sie ein traditionelles Verständnis von Geschichtswissenschaft, die sich bestenfalls in ein additives Verhältnis zu anderen Disziplinen setzt.

So ist es nicht überraschend, dass Winkler sich immer wieder auf die Fluidität der Kategorie Kindheit beruft und sich zu einer eigenen Gewichtung der Forschungsbefunde nicht durchringen

möchte. Die Frage, ob das einer Einführung in ein Forschungsgebiet gut tut, wird uns noch beschäftigen. Denn das Risiko besteht, dass eine hauptsächlich auf wechselnde historische Kindheitskonstruktionen setzende Darstellung merkwürdig unfokussiert, man möchte fast sagen, subjektlos wirkt.

Winkler beginnt mit dem Urknall der Kindheitsgeschichte, mit dem paradigmatischen Text von Philippe Ariès *Geschichte der Kindheit*, referiert seine einflussreiche These von der historischen Verfasstheit von Kindheit, um dann folgerichtig in einen chronologischen Pfad in die Historiographie des Mittelalters einzusteigen. Das ist als Antwort auf Ariès und die vielfach wiederholte These, es habe Kindheit vor der Moderne noch nicht gegeben, sinnvoll, denn es wirft noch einmal konkret die Frage nach der Kategorie Kindheit auf, nach den Quellen hierfür und nach der Historizität von Gefühlen. Man fragt sich allerdings doch, ob ein Blick weiter zurück sich nicht lohnte hätte, immerhin wird die Antike bis heute gerne als Referenz für Erziehungsstile (man denke an die spartanische Abhärtung) aufgerufen.

Nach einem Kapitel über die Frühe Neuzeit und einem eigenen über das 18. Jahrhundert unterbricht das Buch seine chronologische Erzählung für eine Diskussion dualistischer Kindheitskonzepte (dionysisch versus apollinisch, aufklärerisch versus romantisch), bevor es wieder auf die historische Fährte in das 19. und 20. Jahrhundert wechselt. Nachdem an dem modernen Phänomen des kindlichen Moratoriums, also der Idee, dass die Kindheit frei von Arbeit bleiben solle, und der dazu im Widerspruch stehenden grassierenden Kinderarbeit Maß genommen wurde, diskutiert Winkler die für das 20. Jahrhundert ausgerufenen Idee vom Kindeswohl, die bekanntlich vom Nationalstaat, von Krieg, Rassen-

kunde und Euthanasie sogleich konterkariert wurde.

Sodann verlassen wir die vertikale Achse endgültig, um uns Gedanken zu machen über systematisch verwandte Forschungsfelder wie die visuelle Geschichte von Kindheit, die Geschichte der Kinderliteratur und die Kindheit im Film. Die beiden letzten Kapitel sind schließlich der Globalgeschichte der Kindheit sowie dem Diskurs um Kinderrechte gewidmet. Ausgekoppelt aus dem Fließtext werden Tabellen, Zeittafeln und Stichworte zur allgemeinen Historiographie, zu Theorien und einschlägigen Fachbegriffen. Ob sich dabei kleine Infokästen zu ganzen Theorieentwicklungen wirklich lohnen, bleibe dahingestellt.

Winkler ist nicht nur eine Spezialistin für russische Geschichte, sondern hat in *Visual Studies* und in der Forschung zu Kinderliteratur Erfahrung, wovon diese Einführung sehr profitiert. Besonders froh ist man über ein Kapitel zur russischen Kindheitsgeschichte im 20. Jahrhundert, mit dem es gelingt, die Einführung auf das westlich-europäische »Jahrhundert des Kindes« aufzulockern. Auch im Kapitel zur Globalgeschichte ist noch einmal Gelegenheit, die eurozentrische Schlagseite ein Stück weit gerade zu rücken.

Auch die Ausflüge in die Arbeit mit nichttextuellen Quellen, besonders die mit Bildquellen zur Kindheitsgeschichte, machen eine Stärke des Buches aus. Sie ermöglichen den Studienanfängern den Blick sowohl auf historiographische Theorieentwicklungen und Methodenprobleme als auch eine Einordnung uns heute umtreibender ethischer Fragen zur eingebauten Hierarchie zwischen Betrachter und Objekt, wie sie in der Fotografie und im Internet besonders virulent sind.

Hier, im letzten Drittel des Buches, blitzt auch zum ersten Mal der Begriff

*Agency* auf, allerdings in den Augen der Rezensentin viel zu spät. Denn erst jetzt wird das Problem deutlich, das eigentlich die ganze Beschäftigung mit Kindheitsgeschichte durchzieht, nämlich das der normativen Sicht auf Kinder. Doch Winkler bleibt konsequent bei ihrer Perspektive auf die Geschichte der Konstruktionen von Kindheit. An einem sozial- und wirtschaftshistorischen, einem neuen kulturhistorischen, gar einem historisch-kulturanthropologischen Herangehen ist diese Einführung nicht interessiert.

Die Entscheidung, diese Forschungen der Leserschaft weitgehend vorzuenthalten, schlägt sich letztlich in einer fatalen Gegenstandslosigkeit der Kindheitsgeschichte nieder. Der Einführung fehlen, abgesehen von einem Exkurs zur Kinderarbeit, soziale und lebensweltliche Bezüge von Kindheit. Von der Familie als Ort der Primärsozialisation zumindest in der Zeit und in den Kulturen, die hier hauptsächlich zur Diskussion stehen, ist so gut wie nicht die Rede, bis auf einen kurzen Hinweis auf die Bedeutung des Bürgertums im 19. Jahrhundert (von den anderen Sozialformationen wird geschwiegen). Kinder im generativen Sinne etwa als Erben, als Zukunftsträger, als Rivalen um Nahrung, kommen nicht vor. Die gesamte primäre Umwelt, angefangen von Geschwistern über die erweiterte Verwandtschaft, Spielgefährten, Jugendverbänden und so weiter fehlt. Unnötig zu sagen, wie viel dazu geforscht wurde etwa von Michael Mitterauer, Reinhard Sieder, Irene Hardach-Pinke, Jürgen Zinnecker, Christa Hämmerle, Gisela Trommsdorff, um nur einige Beispiele zu nennen.

Das größte Manko ist folglich das Fehlen einer jeglichen Kinderstimme. Eine Einführung in die Kindheitsgeschichte muss nicht Erfahrungsgeschichte von Kindern nacherzählen. Aber einmal das

Fernrohr umdrehen und sich Gedanken zu Ausdrucksmöglichkeiten der historischen Kinder machen, müsste sie schon aus methodischen Gründen doch. Die Konzentration auf das historisch sich wandelnde normative Bild von Kindheit bewirkt, dass Kinder als solche unsichtbar werden, sie haben keine Bedürfnisse, keine Schmerzen, keine Sexualität. Zwar wird das psychohistorische Weinen der Kinder von Lloyd deMause als Forschungsetappe pflichtschuldig erwähnt, vor einer Annäherung scheut diese Darstellung jedoch zurück.

Wir lernen, wie viel Kindheitsgeschichte aus normativen Quellen schöpfen konnte und kann, wir lernen aber auch, wie leicht darüber vergessen wird, dass sich so nur ein Zipfel der Kindheitsgeschichte fassen lässt, nämlich der Zugriff der Disziplarmächte. So hören wir die Kinder am Ende weder weinen noch lachen, wir hören sie, wenn das kein Paradoxon wäre, allenfalls schweigen.

*Miriam Gebhardt (München/Konstanz)*

## **Greek Orthodox Music in Ottoman Istanbul**

*Merih Erol, Greek Orthodox Music in Ottoman Istanbul. Nation and Community in the Era of Reform, Indianapolis (Indiana University Press) 2015, 264 S., \$ 35*

Beiträge zur osmanischen Geschichte, die auf der Analyse nicht türkischsprachiger osmanischer Quellen beruhen, sind weiterhin eine bemerkenswerte Ausnahme und notwendige Ergänzung, wenn nicht Korrektur, der bislang vorhandenen Geschichtsschreibung zum Osmanischen Reich. Die vorliegende Arbeit von Merih Erol ist darüber hinaus auch deshalb herausragend, da sie sich an den von His-

toriker\_innen bislang nicht allzu oft behandelten Gegenstand Musik heranwagt.

Erol untersucht vornehmlich griechischsprachige Abhandlungen über und Debatten um den Charakter, die Traditionslinien und Ursprünge griechisch-orthodoxer Kirchenmusik zwischen 1856 und 1922, die in Istanbul erschienen beziehungsweise stattfanden. Die Stadt mit ihrem hohen Anteil griechisch-orthodoxer Bevölkerung (im Untersuchungszeitraum circa 20–25 Prozent) war Sitz des Patriarchats sowie das Zentrum osmanischer griechisch-orthodoxer Kultur und – da sich führende Kantoren des Patriarchats als die hauptsächlichen Bewahrer byzantinischer Gesänge verstanden – auch der untersuchten Debatten. Das Quellenmaterial für Erols Abhandlung umfasst Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Traktate über Musik von verschiedenen Personen und Organisationen, Korrespondenz des Patriarchats und der Kirchengemeinden, Geheimdienstberichte über Musikaufführungen, Gesangbücher, Volksliederbücher, Memoiren, Romane und Reden. Der Untersuchungszeitraum liegt zwischen 1856, dem Jahr des zweiten Tanzimat Edikts, das den Status und die Verwaltung der osmanischen ethno-religiösen Bevölkerungsgruppen reformierte, und dem Ende des Griechisch-Türkischen Krieges 1922, das zugleich das Ende des prosperierenden griechisch-orthodoxen Lebens im Osmanischen Reich und auch in Istanbul besiegelte.

Im ersten Kapitel gibt Erol Einblick in die Zusammensetzung der griechisch-orthodoxen Gemeinde Istanbul und verortet sie als Teil und Akteurin osmanischer Modernisierungsmaßnahmen. Im zweiten Kapitel widmet die Autorin sich den Kantoren und deren sozialer Herkunft einerseits und dem griechisch-orthodoxen Bildungsbürgertum andererseits, um zu zeigen, inwiefern die soziale



Position Ansichten über Kirchenmusik beeinflusste. Im dritten Kapitel zeigt sie, wie sich die Akteure der Musikdebatte Bezüge auf die griechische Antike und die byzantinische Vergangenheit auf unterschiedliche Art und Weise für ihre Argumentation zu Nutze machten. In den folgenden zwei Kapiteln werden die Positionen verschiedener beteiligter Organisationen, kirchlicher Funktionsträger und Individuen hinsichtlich einer als notwendig angesehenen Reform der Kirchenmusik rekonstruiert. Im sechsten Kapitel geht Erol auf das Verhältnis der Akteure zum osmanischen Staat ein und darauf, inwiefern dieser durch Zensur sowie durch Verbot oder Genehmigung von öffentlichen Konzerten in die Debatte eingriff.

Durch die Integration der Betrachtung von Musik in die Kulturgeschichte des Osmanischen Reiches verspricht sich die Autorin eine neue Perspektive auf die Geschichte der osmanischen Reformära insgesamt, insbesondere aber auf die Transformation kollektiver Identitäten in Wechselwirkung mit der des staatlichen Gefüges. Sie versteht die Debatten über Kirchenmusik, die vom Patriarchat, musikalischen Vereinigungen, Kantoren und anderen Experten um Herkunft, Notation, Intervalle und Polyphonie geführt wurden, zugleich als Auseinandersetzungen um Identität sowie kulturelle, zivilisatorische und nationale Zugehörigkeit. Diese seien unter Rückgriff auf Konzepte wie Orient, Okzident, Griechischsein und Griechisch-orthodox geführt worden und parallel mit der Nationalisierung der griechisch-orthodoxen Bevölkerung des osmanischen Reiches verlaufen.

Die Autorin verdeutlicht, wie verschiedene Seiten – das Patriarchat, die Kirchenmusiker oder die urbanen griechisch-orthodoxen Eliten – im Rahmen der Debatten um Kirchenmusik dazu beitrugen, eine lineare historische Erzäh-

lung von der Antike über Byzanz und die Osmanische Zeit bis zur Gegenwart und damit eine Hellenisierung griechisch-orthodoxer Identität zu erzeugen, auch wenn sie sich über den Charakter und idealen Zustand der Musik uneins waren. Kirchenmusik habe man dabei, ebenso wie anonyme Volkslieder, als Archiv und Erinnerung des authentischen nationalen Selbst des *Ethnos* angesehen. Sie sei zu nationaler Musik, und ihre Authentizität zum Merkmal nationaler Identität geworden, während gleichzeitig die gesamte Debatte zur Standardisierung und Professionalisierung liturgischer Musik beigetragen habe. Darüber hinaus sei die Diskussion um Musik auch von Fragenschichtspezifischer Distinktion geprägt gewesen, und musikalische Vorlieben dienten ebenso der sozialen Differenzierung wie sie nationalistische Ursprungserzählungen konstruierten.

Erol zeigt zwar, dass Kirchenmusik gleichzeitig modernisiert und nationalisiert worden sei, aber diese Nationalisierung sei nicht deckungsgleich mit griechischem Nationalismus gewesen. Nicht nur, dass die Akteure der Debatten sich vom Nationalismus des Königreichs Griechenland abgrenzten, auch grundsätzlich hätten sie zum Nationalismus ein ambivalentes Verhältnis gehabt. Das Patriarchat etwa distanzierte sich von ethnisch-nationalen Konzepten, um dem Verfall der Ökumene entgegenzutreten, und auf der anderen Seite standen die Vorstellungen der urbanen Eliten von universellen bürgerlichen Kulturstandards, die den Nationalismus teilweise überlagerten.

Insgesamt verortet Erol die Phänomene, die sie untersucht, im weiteren Rahmen eines transimperialen beziehungsweise transnationalen Kosmopolitanismus als einer modernen Form urbanen Zusammenlebens. Dieser habe sich deutlich von den vormodernen Arten

des Zusammenlebens der verschiedenen osmanischen ethno-religiös organisierten Gesellschaftsgruppen unterschieden, unter anderem indem sich, hier beispielhaft gezeigt an der Musikdebatte, in zeitgenössische Narrative der Genese einer universellen Menschheitsgeschichte und Zivilisation eingeschrieben wurde.

In ihrer Analyse meidet Erol die Dichotomie von Modernisierern und Traditionalisten, sondern zeigt stattdessen, wie in den die jeweiligen Diskussionsbeiträgen Vorstellungen von Identität mit Begriffen von Tradition und Moderne, Orient und Okzident, religiös und säkular, Bewahrung und Erneuerung, für die Argumentation genutzt wurden. Eine weitere Stärke von Erols Arbeit ist es, dass sie die Diversität musikalischer Praktiken in der orthodoxen Ökumene herausarbeitet. Obwohl sie sich auf die Untersuchung der Debatte um griechisch-orthodoxe liturgische Musik konzentriert, werden von ihr auch die Aspekte des Diskurses herausgearbeitet, die die Einbettung der Musiker und der Musik in einen gesamtosmanischen Kontext verdeutlichen. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwiefern die Debatte über Istanbul hinaus in den Provinzen des Osmanischen Reiches eine Relevanz hatte, sowohl was ihre Wirkung betrifft, als auch die Einmischung von dieser Seite. Es verwirrt, dass Erol sich lediglich auf Untersuchungen zu Folklore in Griechenland bezieht, da sie den geschilderten Prozess der griechisch-orthodoxen Identitätsfindung im Osmanischen Reich doch gerade vom griechischen Nationalismus abgrenzt.

Eine schöne Ergänzung und gleichzeitiges Manko sind die Musikbeispiele, die auf der Verlagsseite hinterlegt und den jeweiligen Kapiteln zugeordnet sind. Denn leider war für die Rezensentin weder im Text noch in den Fußnoten ein Verweis auf oder eine Einbettung der

Beispiele ersichtlich, so dass die multimediale Verzahnung mangels analytischer oder zumindest veranschaulichender Thematisierung ins Leere läuft. Als weitere Leerstelle erweist sich die Frage nach Gender in der Debatte als auch der musikalischen Praxis. Wurde griechisch-orthodoxe Identität in der Kirchenmusikdebatte im Osmanischen Reich nur unter Männern und bezüglich männlich konnotierter Sphären verhandelt? Dieser Frage geht die Autorin nicht nach.

Problematisch ist schließlich teilweise der Umgang Erols mit dem gesellschaftspolitischen Kontext der von ihr untersuchten Debatten. Der von ihr diskutierte Prozess der Neudefinition von Identitäten wurde maßgeblich durch Gewalt bewerkstelligt, die 1915 im Genozid an der armenischen und assyrischen Bevölkerung gipfelte. In Form von Vertreibung richtete sich die Gewalt ab 1919 auch gegen die griechisch-orthodoxe Bevölkerung auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Dass auch viele Griechen Istanbuls, die während des Kriegs geflohen waren, an der Rückkehr gehindert beziehungsweise dem 1923 beschlossenen »Bevölkerungsaustausch« zwischen Griechenland und der Türkei unterworfen wurden, hätte von ihr klarer benannt werden sollen. Erol spricht zwar in einer der vielen Andeutungen auf die Maßnahmen des *Ethnic Cleansing* vor 1923, etwa von traumatisierten griechisch-orthodoxen und jüdischen Gemeinden, argumentiert andernorts aber sogar faktisch falsch, wenn sie, wie im Vorwort geschehen, den Beginn der Homogenisierung der anatolischen Bevölkerung auf 1923 datiert.

Dies schmälert aber nicht den Wert der Arbeit. Denn Erols Buch bietet eine Menge erfrischende Einsichten, die geeignet sind, bisweilen eingefahrene Argumentationsmuster aufzubrechen, und es eröffnet den Blick auf bisher wenig diskutiertes Quellenmaterial. Ihre Untersuchung grie-

chisch-orthodoxer Identitätskonstruktionen im Prozess der Modernisierung ist nicht nur für ein osmanistisches Fachpublikum von Relevanz, sondern bietet durchaus vielfache Anknüpfungspunkte für Historiker\_innen und Gesellschaftswissenschaftler\_innen anderer Gebiete.

*Katja Jana (Berlin)*

## Menschen und Haustiere im Deutschen Kaiserreich

*Amir Zelinger, Menschen und Haustiere im Deutschen Kaiserreich. Eine Beziehungsgeschichte (Human-Animal Studies; Bd. 14), Bielefeld (transcript) 2018, 401 S., 39,99 €*

Die detaillierte Beschreibung der Schlachtung eines Huhns im Bestseller-Kochbuch von Henriette Davidis als Ausdruck einer partnerschaftlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier? Die Forderung der Zwangsmast für eine rationelle Nutzung von Kleintieren, etwa Geflügel, als Praktik der Annäherung selbst an das schließlich zu schlachtende Nutztier? Das forschersche Interesse von Hobbyzoologen, die wilde Tiere ganz ihren Zwecken unterwerfen, indem sie sie einfangen, halten und studieren, als Akt einer Schaffung von »Partnertieren«? Die Zucht von als reinrassig definierten Hunden zur Statuswahrung als radikalste Form der Annäherung des Menschen an das Tier? Es drängt sich angesichts solcher Instrumentalisierungen von Tieren nicht unbedingt auf, dass sich im Deutschen Kaiserreich und damit in einer Gesellschaft, die einen Prozess beschleunigter Industrialisierung und Verwissenschaftlichung durchlief, eine besonders intensive Integration von Tieren in den Hauptbereich menschlichen Lebens herausbildete, in Haus und Heim.

Genau von dieser Grundannahme geht aber die Studie aus.

Sie versteht sich als »posthumanistische«, »humanimalische Beziehungsgeschichte« zwischen verschiedenen Spezies und ist damit zu verorten in dem seit einigen Jahren intensivierten Bemühen der Forschung um eine Relativierung des Menschen und eine Aufwertung von Tieren. In diesem Fall wird davon ausgegangen, dass die menschlichen Zwecken unterworfenen Lebewesen trotz Sozialisierung etwa als Haus- oder Nutztiere dennoch Subjekte sein konnten und dass es sich lohnt, diese Momente beziehungsweise dieses Changieren zwischen Subjekt- und Objektstatus besser zu kennen. Die Anregungen dazu stammen von den Forschungen zur Mensch-Tier-Beziehung, die Formen der Begegnung von Menschen mit Partnertieren jenseits der Nutzung der einen als Arbeitstier oder Distinktionsmittel nachspüren, Donna Haraway sprach noch allgemeiner von »companion species«. Dabei stehen im Sinne etwa von Marc Bekoff oder Mieke Roscher Beziehung und Interaktion eher als die sozialen Bedingungen zwischen den Spezies im Vordergrund. Eine bloße Ergänzung der Gesellschaftsgeschichte des Kaiserreiches im Stile von Nipperdey, Wehler, Radkau oder Ullrich um einen darin vernachlässigten Aspekt ist also nicht intendiert, sondern eine diskursgeschichtliche Analyse dieser Beziehungsgeschichte anhand von vier Fallstudien.

Die Studie liefert Einblicke weniger in Praktiken der Mensch-Tier-Beziehungen als in einen vielschichtigen Diskurs, den Menschen in verschiedenen Bereichen in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert über Haus-, Nutz- und in den Wohnbereich integrierte Wildtiere führten. Den Anfang macht das Nutztier, was sich angesichts der zeitgenössischen Prozesse einer Ökonomisierung und bereits deutlich erkennbaren Me-

chanisierung von Nutztierhaltung und -verwertung als interessanter Einstieg in das Konzept der Partnertiere erweist. Der Autor vermag schlüssig darzulegen, dass im Industriezeitalter parallel zu den genannten Trends eine, wie er es nennt, Verhäuslichung von Nutztieren besonders bei den kleinen Arten stattfand, in der Instrumentalisierung und eine gewisse Sensibilisierung für das Tier als Lebewesen nebeneinander bestehen konnten. Selbst wenn die Kleintierhaltung als eines der hier näher erläuterten Beispiele eher ein geringes Ausmaß erreichte, wird daran doch ersichtlich, dass selbst Nutztiere mehr als nur Objekte ökonomischer Interessen waren.

Das Haustier, allen voran der Hund, deutlich knapper die Katze, erscheint im Anschluss daran vor allem als Gegenstand behördlicher Reglementierungen. Dabei stützt sich der Verfasser, wie in jedem der vier Hauptkapitel und Themenfelder, auf unterschiedliche und nicht selten regional zugespitzte Quellenbestände, in diesem Fall auf behördliche Dokumente aus dem Raum München und Bayern allgemein. Es wird klar, dass Diskussionen über Hundesteuer oder Maßnahmen gegen Tollwut nur den Rahmen für reale Mensch-Tier-Beziehungen abstecken konnten – wie der Autor selbst eingesteht. Gleichwohl wird die Konstruktion des staatlich besteuerten und kommunalpolitisch reglementierten Haustieres, die in dieser Zeit vorgenommen wurde, durch die darüber geführten Diskurse erst greifbar.

Einen noch komplexeren Fall stellt der Blick auf die Überführung des wilden Tieres ins Haus zu Zwecken der Forschung dar. Das war in der Epoche und im Deutschen Kaiserreich natürlich ebenso wenig ein neues Phänomen wie die Rationalisierung der Nutztierhaltung und die Diskussion über Haustiere. Selbst der Bereich des »rassifizierten Haustie-

res«, Thema des vierten Hauptabschnitts, reicht weit in das 18. Jahrhundert beziehungsweise noch weiter zurück. Neu in der Hobbyzoologie war zweifelsohne der Verbreitungsgrad dieser Aktivität, der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit im modernen Sinn und vielleicht die Gestaltung des Beobachtungs- und Forschungsvorgangs. Letzteres schloss dies ebenso mit ein – wie der Blick in autobiographische Quellen von Bildungsbürgerinnen und -bürgern zeigt, dann auch bei weniger zoologisch als ästhetisch Interessierten, die aufwändige Schaffung eines angemessenen Habitats, z.B. eines Terrariums – wie auch Überlegungen zu einer Freilassung der Forschungsobjekte in die Natur. Bemerkenswert daran ist die damit einhergehende Konstruktion der Tiere einmal als fremd, da wild, und zugleich als Teil des Hauses, (vorübergehend) gezähmt in entsprechenden Umgebungen. Dies signalisierte eine weitere Form der Annäherung an die Tiere als Partnertiere, wie der Autor überzeugend argumentiert.

Das wohl am stärksten über das engere Feld der Mensch-Tier-Beziehungen hinausweisende Fallbeispiel bildet die hier in einem eigenen Kapitel vorgestellte Hundezucht, die im späten 19. Jahrhundert eine Verwissenschaftlichung und versuchte Engführung auf eine Expertenkultur erlebte. Wenn in den untersuchten Verbänden und ihren Organen von reinrassigen Hunden die Rede war – im deutschen Fall überwiegend von Dackel und Schäferhund –, ging es gerade darum, diese Reinrassigkeit erst zu konstruieren. Das über die Tierzucht hinausgehende Potenzial, die zeitgenössisch weithin debattierte Eugenik der menschlichen Gemeinschaft als Referenzrahmen zu verwenden, bot den meist den Oberschichten entstammenden selbsternannten Experten die Chance, die eigene Bedeutung besonders zu unterstreichen

und, wie der Autor zeigt, ein Stück Statussicherung in einer Phase beschleunigter Sozialtransformation zu betreiben.

Es wirkt allerdings befremdlich, wenn der Verfasser von »Hunderassismus« und »Hundeeugenik« spricht, selbst wenn die Überlegungen aus den auf den Menschen bezogenen Rassenideologien und eugenischen Wertevorstellungen herrührten. Ebenso ist es bizarr, wenn er einen Bezug zwischen der Tötung von Menschen und (ihren) Haustieren zur Zeit des NS-Regimes herstellt. Dennoch bietet dieses Kapitel die stärkste sozial- und kulturgeschichtliche Rückbindung an andere Entwicklungen der Epoche.

Insgesamt entsteht so eine Rekonstruktion von Facetten eines Diskurses, der die Annäherung von Menschen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts an Tiere und deren Integration in das häusliche Umfeld begleitete. Sie vermag schlüssig und sehr reflektiert für ein bislang vernachlässigtes Thema zu sensibilisieren, einen Bereich menschlichen Handelns für mehr als nur politische, soziale, ökonomische oder kulturelle Betrachtung zu erschließen und auf den Gewinn einer differenzierteren Betrachtung auch dieses Feldes aufmerksam zu machen.

Gleichwohl bleiben selbst bei dieser sehr reflektierten Analyse einige grundlegende Fragen unbeantwortet: Angesichts der *longue durée* vieler Prozesse scheint die Festlegung des Betrachtungszeitraums auf die Jahre von 1871 bis 1918 eher willkürlich. Die vier Fallstudien sind gut gewählt und begründet und bieten ein faszinierendes Bild. Und doch bleibt der Eindruck, nur einzelne Mosaikstücke eines größeren Bildes näher kennengelernt zu haben – insofern ist das unbestimmtere »im« des Titels absolut passend. Und schließlich ist trotz aller interessanten Einblicke und Ergebnisse zu fragen – dies dann auch an die *Animal Studies* generell gerichtet –, wie

diese aufgrund der Quellenlage letztlich anthropozentrischen Untersuchungen in den größeren Rahmen einer Geschichte einzuordnen sind, die immer zuerst und vor allem Menschheitsgeschichte ist, und welchen Beitrag sie dazu jenseits des Blicks auf Beziehungen zu Tieren genau leisten wollen.

Angela Schwarz (Siegen)

## Radical Housewives

Julie Guard, *Radical Housewives. Price Wars & Food Politics in Mid-Twentieth-Century Canada (Studies in Gender and History 47)*, Toronto/Buffalo/London (University of Toronto Press) 2019, 298 S., 25 Abb., 25,50 €

Im Mai 1947 riefen Schülerinnen und Schüler in Montreal dazu auf, einen Monat lang auf Schokoladenriegel zu verzichten, bis der Preis auf 5 Cent pro Riegel sank. Der Boykottaufruf war Teil einer Protestaktion der kanadischen *Housewives Consumer Association*, die in den 1930er und 1940er Jahren durch Graswurzel-Proteste die staatliche Kontrolle von Lebensmittelpreisen forderte. Die Historikerin Julie Guard, eine Spezialistin für die Geschichte der kanadischen Arbeiterbewegung, untersucht die Vereinigung in der vorliegenden Monographie. Basierend auf einem extensiven Quellenstudium von Petitionen und Postkarten, Korrespondenzen, Presseberichten sowie der Überwachungsakten der *Royal Canadian Mounted Police* beschreibt Guard detailreich den Aufstieg und Niedergang der Konsumentinnenorganisation von der Depression der 1930er Jahre bis zum frühen Kalten Krieg.

Die *Housewives Consumer Association* bestand aus Frauen der Arbeiterschicht in den urbanen Zentren Kanadas, die mit Boykottaufrufen und Petitionen an die

Provinzen und Bundesregierung gegen steigende Lebensmittelpreise kämpften. Gegründet wurde die Organisation im November 1937, als Hausfrauen in Toronto eine Untersuchung über gestiegene Milchpreise forderten. Im folgenden Winter entstanden weitere Gruppen vor allem in den englischsprachigen Großstädten. Während die Vereinigung immer wieder betonte, apolitisch zu sein, hatten einzelne Aktivistinnen Verbindungen zur kommunistischen Partei Kanadas und zu osteuropäischen Einwanderervereinigungen.

Die Monographie untersucht die Geschichte der *Housewives Association* unter der Fragestellung, welche Rolle der Maternalismus in deren politischen Aktionen einnahm, und folgt damit einem geschlechtergeschichtlichen Ansatz. Laut Guards Analyse nutzten die Hausfrauen den abstrakten Maternalismus – das heißt die Betonung ihrer Respektabilität als Mütter – als Strategie, um eine staatliche Kontrolle der Lebensmittelpreise zu erreichen. Ihre eigenen Kinder kamen in den Protestaktionen aber eher selten vor. Die Aktivistinnen betonten, als Mütter allein in Sorge um die gute Ernährung ihrer Kinder auf die Straße zu gehen. Mit dieser Strategie stiegen sie in den Jahren des Zweiten Weltkriegs zu einer respektablen Organisation auf, welche mit Kirchengemeinden, sozialen Organisationen und liberalen Parteien kooperierte.

Guards Studie geht chronologisch vor und untersucht zunächst die Gründungsphase der *Housewives* und deren Proteste gegen steigende Milch- und Gaspreise zum Ende der Weltwirtschaftskrise. Ein zweites Kapitel befasst sich mit einer ersten Welle des Anti-Kommunismus infolge des Hitler-Stalin Pakts vom Sommer 1939 bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR 1941. Kapitel 3 zeigt, wie die Hausfrauen in den Kriegsjahren unter anderem durch das Sammeln von Kleiderspenden für

die Kriegsoffer in der Sowjetunion zu einer anerkannten Vereinigung aufstiegen, bevor Kapitel 4 nachzeichnet, wie das Verhältnis zur liberalen Regierung brüchig wurde, als die Hausfrauen im Sommer 1945 gegen die exportorientierte Wirtschaftspolitik protestierten. Aufgrund der globalpolitischen Ereignisse der Jahre 1947/1948 (Berlinkrise, Umsturz in der Tschechoslowakei, Marshall Plan) und den sich verhärtenden Fronten des Kalten Krieges erfuhren die Hausfrauen immer mehr antikommunistische Anfeindungen (Kapitel 5). Sie verloren an politischer Bedeutung, nachdem sich der Premierminister 1948 weigerte, eine Hausfrauendelegation mit kommunistischen Mitgliedern zu empfangen und als kirchliche sowie sozialdemokratische Kooperationspartner die Zusammenarbeit aufkündigten.

Neben dem geschlechtergeschichtlichen Ansatz beschäftigt sich ein Großteil der Analyse mit der komplexen Beziehung der *Housewives* zur kommunistischen Partei Kanadas. So war eine Minderheit kommunistisch, andere waren mit Kommunisten verheiratet, ohne jedoch deren politische Überzeugung zu teilen. Die Mehrheit der *Housewives* war nicht parteipolitisch aktiv, auch wenn einige Frauen aufgrund ihrer Erfahrungen in der Konsumentenorganisation beschlossen, für politische Ämter zu kandidieren. Zwar konnten die kommunistischen Mitglieder ihre Erfahrung in der Mobilisierung auf Graswurzelebene einbringen, und die Hausfrauen konnten die Wissensbestände kommunistischer Gewerkschaften über Preisentwicklungen abrufen. Es gab jedoch, so Guard, keine direkte kommunistische Einflussnahme.

Guard argumentiert, dass die Hausfrauen eine egalitärere Gesellschaft, aber keinen politischen Umsturz anstrebten. So zeige die Forderung nach staatlichen Preiskontrollen, dass sie der Regierung

zutrauten, durch Preispolitik soziale Gerechtigkeit herzustellen. Auch nutzten sie ihren abstrakten Maternalismus strategisch, um ihren politischen Aktivismus als Kampf für die kanadische Nation zu rechtfertigen. Jedoch verstärkte genau diese Bezugnahme auf den Maternalismus traditionelle Vorstellungen von Mutterschaft und weiblichen Geschlechternormen. Dies, so die These der Arbeit, führte neben dem Antikommunismus des frühen Kalten Krieges zum Bedeutungsverlust der *Housewives* ab 1947, da ihre Gegner das Argument umdrehen und behaupteten, dass Frauen nicht in der Lage seien, sich eine von ihren kommunistischen Ehemännern unabhängige politische Meinung zu bilden.

In ihrer Analyse gelingt es Guard, die Geschichte der kanadischen Arbeiterschicht aus der Perspektive der Frau neu zu schreiben. Sie zeigt dabei, wie globalgeschichtliche Ereignisse wie der Hitler-Stalin-Pakt oder der Marshallplan alltägliche Konsumententscheidungen in fern entlegenen Regionen beeinflussen und politisieren konnten. Dieser Aspekt macht Guards Studie auch für Leserinnen und Leser interessant, deren Forschungsschwerpunkt nicht die Geschichte der Arbeiterbewegung Kanadas liegt.

Jedoch verwendet die Autorin in jedem Kapitel sehr viel Raum darauf, die Beziehung zwischen den *Housewives* und der kommunistischen Partei zu analysieren, um immer wieder zu dem Ergebnis zu gelangen, dass einige *Housewives* Kommunistinnen waren, die Bewegung aber unabhängig agierte. Es wäre zum Beispiel interessanter, mehr über die kulturelle Bedeutung bestimmter Konsumgüter zu erfahren, gegen die ein Boykottaufruf gestartet wurde. Was sagt es zum Beispiel über sozialen Wandel aus, dass 1937 zum Boykott von Milch aufgerufen wurde und 1947 zum Boykott von Schokolade? Auch wäre es ertragreicher ge-

wesen, den Wandel von Geschlechternormen beziehungsweise die Zementierung traditioneller Mutternormen aufgrund der Strategie des Maternalismus stärker zu reflektieren. Welche Bedeutung hatte es, dass die Preispolitik und die damit zusammenhängenden wirtschaftspolitischen Fragen nach Subventionen und einer auf den Exportmarkt orientierten Wirtschaft als Frauenthema erachtet wurden?

Man hätte sicher noch mehr die bestehende Sekundärliteratur zur Konsum- und Boykottgeschichte heranziehen können. Die hergestellten Bezüge zu den Boykott-Aufrufen der amerikanischen *United Farm Workers* der 1960er Jahre wirken bisweilen anachronistisch.

Trotz dieser Kritikpunkte stellt Guards Arbeit eine lesenswerte Studie dar, in der Leserinnen und Leser sehr viele Details über die Arbeiterschicht in Kanada lernen. Aus theoretisch-methodischer Perspektive illustriert die Studie sehr gut, wie man die Geschichte der Arbeiterklasse aus Genderperspektive neu schreiben und so wichtige Zusammenhänge zwischen globalpolitischen Ereignissen und der Alltagsgeschichte herstellen kann. Auch bietet sie wichtige Denkanstöße für weitere Arbeiten der *Commodity Studies*, etwa eine Konsumgeschichte der Milch im 20. Jahrhundert auch in anderen Regionen dieser Welt. Daher liefert Guards Buch wichtige Anregungen für weiterführende Arbeiten, um unser Verständnis für die Zusammenhänge zwischen Arbeiter-, Geschlechter- und Konsumgeschichte zu vertiefen.

Claudia Roesch (Washington)

## Konfliktgeschichte der Naturnutzung in der Tatra

---

*Bianca Hoenig, Geteilte Berge. Eine Konfliktgeschichte der Naturnutzung in der Tatra (Umwelt und Gesellschaft; 20), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2018, 239 S., 6 Abb., 49,99 €*

Wozu und zu welchem Ende schreibt man eine »Konfliktgeschichte der Naturnutzung« am Beispiel eines ostmitteleuropäischen Grenzgebirges? Die Schweizer Historikerin Bianca Hoenig treibt mehr um als bloßes Erkenntnisinteresse für eine regionale Fallstudie. Die Naturnutzung in der Tatra steht für sie *pars pro toto* für die »Grundprobleme im Umgang moderner Gesellschaften mit Natur«. Hoenig rekonstruiert dabei die vielfältigen Konflikte, die sich nicht auf nationale Auseinandersetzungen zwischen Slowaken, Polen und den Zipser Deutschen beschränken, sondern auch vielfältige Interessenlagen der Beteiligten rund um Eigentum, Infrastruktur und kulturelle Deutungshoheit berühren. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Das macht sie sehr überzeugend und liefert eine wirklich lesenswerte Untersuchung.

Der Fokus liegt bei Hoenig auf der Frage, wie die Tatra als geographischer Raum symbolisch konstruiert und zugleich physisch gestaltet wurde. Oder, wie sie es selbst formuliert: »Im Mittelpunkt stehen miteinander konkurrierende Vorstellungen und Praktiken der Naturnutzung.« Erfreulicherweise betont sie eingangs auch, dass sie der Studie keine starren Begriffe von Natur oder Nation zugrunde legt, da »es viele Tatras gab und gibt«, und dass die Natur »selbst Gegenstand der Aushandlung und [...] einer fortwährenden Neubestimmung« war.

Wie geht Hoenig konkret vor? Grundsätzlich orientiert sie sich an der Chronologie: Sie beginnt mit der (bildungsbürgerlichen) »Entdeckung« des Gebirges im späten 19. Jahrhundert und endet in der Gegenwart. Die einzelnen Kapitel thematisieren dabei unterschiedliche Aspekte der Naturnutzung (traditionelle Bewirtschaftung, Pläne zur Errichtung eines Nationalparks, Ausbau der Verkehrsinfrastruktur) und arbeiten sich nicht an der Ereignisgeschichte ab. Viel Raum nehmen die Pläne zur Errichtung von Nationalparks auf beiden Seiten der Grenze ein, zum Teil unabhängig voneinander, zum Teil in Wechselwirkung. Dadurch kann Hoenig nicht nur die Frage der jeweiligen nationalen Überhöhung der Gebirgslandschaft problematisieren, die sich im Nationalpark als für die jeweilige nationale Gemeinschaft zu bewahrendem Gut widerspiegelt, sondern auch gesellschaftliche Konflikte und divergierende Interessen aufzeigen. Am spannendsten wird es, wenn sich beide Gemengelage verschränken – etwa, wenn die Vertreibung der Zipser Deutschen aus dem Gebiet der (tschecho-)slowakischen Tatra in Folge des Zweiten Weltkriegs es ermöglichte, länger vorbereitete Pläne zur Unterschutzstellung einiger Gebirgs- teile umzusetzen. Bis dahin hatten Vertreter der deutschen Minderheit sowohl als Eigentümer von Ländereien als auch als lokale Aktivisten, die für ihre Vorstellungen von Naturschutz und Tourismusentwicklung eintraten, das Geschehen mitbestimmt. Nach der Vertreibung der Deutschen und mit der Machtübernahme durch moskautreue Kommunisten wurde ein neues politisches System in der Tschechoslowakei implementiert, das den Behörden mehr Entscheidungsgewalt ermöglichte.

Überhaupt spielt die Frage nach Eigentum an beiden »nationalen« Gebirgen eine wichtige Rolle, wie Hoenig präzise



herausarbeitet. Bis zum Ersten Weltkrieg wurde die Tatra für die jeweilige Nation »entdeckt«, das heißt symbolisch angeeignet und durch den Tourismus erfahrbar gemacht, während die physische Inanspruchnahme immer wieder ein Aushandlungsprozess zwischen unterschiedlichen Stakeholdern war (Grundbesitzer, auswärtige Eliten, wissenschaftliche Experten, nationale Aktivist\*innen, lokale Bevölkerung usw.). Spätere Bestrebungen der beiden 1918 entstandenen Nationalstaaten Polen und Tschechoslowakei zielten hingegen auf den Erwerb beziehungsweise die Übernahme der Gebiete. Dies konnte zu weiten Teilen nach 1945 verwirklicht werden, auch wenn dieser Prozess zu keinem Zeitpunkt stromlinienförmig verlief, wie Hoenig am Beispiel der früheren Allmenden im polnischen Goralengebiet veranschaulicht. Diese wurden zunächst privatisiert, dann verstaatlicht, um nach 1989 zum Teil wieder privatisiert und zum Teil in Gemeinbesitz überführt zu werden.

Es ist ein großer Verdienst der detailreichen Studie, dass die Autorin es nicht bei der Rekonstruktion von nationalen Zuschreibungen und regionalen Identitätsdebatten belässt, sondern immer auch die infrastrukturelle Erschließung, die materiellen Interessenkonflikte und die naturräumliche Dimension mit in den Blick nimmt.

Hoenig ist mit *Geteilte Berge* eine überzeugende, sehr präzise geschriebene und mit knapp 200 Seiten Umfang eine erfreulich kompakte Studie gelungen. Sie ist nicht nur allen Ostmitteleuropainteresierten zu empfehlen, sondern auch allen, die schon immer etwas zur Naturgeschichte oder *Landscape History* lesen wollten.

Mateusz J. Hartwich (Berlin)

## The Role of Law in Maoist China

Daniel Leese / Puck Engman (Hg.), *Victims, Perpetrators and the Role of Law in Maoist China. A Case-Study Approach (Transformations of Modern China; 1)*, Berlin/Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2018, 205 S., 69,95 €

Politik, so schrieb Carl Schmitt, zeige sich wesentlich darin, Freund von Feind zu scheiden. Recht legitimiere lediglich, was Politik trennt oder verbindet. Sinn erhalten juristische Normen, so der Rechtsphilosoph, nicht durch das Recht selbst, sondern durch eine vorrechtliche – politische – Ordnung: Jeder Rechtsordnung gehe eine politische Ordnung voraus; jede politische Ordnung bringe ihrerseits eine eigene Rechtsordnung hervor. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts offenbarte sich das Spannungsverhältnis aus Politik und Recht eindrücklich in China. Der kommunistische Staat schuf nach 1949 nicht nur sein eigenes, wenngleich anfänglich rudimentär ausdifferenziertes Recht. Die Be- und Ausdeutung konkreter Normen wandelten sich vor dem Hintergrund politischer Großkampagnen, die Recht mit stets verändertem Sinn ausstatteten, fundamental – Opfer wurden zu Tätern, Täter zu Opfern.

Die Freiburger Sinologen Daniel Leese und Puck Engman widmen dem Zusammenspiel von Politik und Recht im maoistischen China eine Reihe von Fallstudien, die das Schmitt'sche Problem ohne expliziten Verweis auf den Rechtsphilosophen aufgreifen. In zweifacher Hinsicht bildet ihr Sammelband den Ausgangspunkt einer vielversprechenden Forschungstätigkeit: Erstmals werden Ergebnisse des Forschungsprojekts *The Maoist Legacy. Party Dictatorship, Transitional Justice, and the Politic of Truth* publik gemacht. Gleich-

zeitig begründet der Band eine Schriftenreihe, die sich einem bislang wenig erforschten Phänomen chinesischer Geschichte widmet – den *Transformations of Modern China*. Beides lässt auf weitere gleichermaßen innovative Forschungen hoffen: Leese und Engman vereinen zwei Perspektiven auf ihren Gegenstand, den sie in der Gesamtschau »von oben« und »von unten« verstehen wollen – mit Betonung auf Letzterem.

Der Alltagsgeschichte des maoistischen China – einem jungen Forschungsfeld der China-Historiografie – haben 2015 Jeremy Brown und Matthew Johnson mit *Maoism at the Grassroots* den Boden bereitet. Die juristische Alltagsdimension kulturrevolutionärer Urteile und ihrer Rücknahme nach Maos Tod ist indes kaum erschlossen. Die Aufarbeitung der letzten Kampagne Maos betrachtete etwa die 2016 erschienene Studie Alexander Cooks *The Cultural Revolution on Trial* mit Blick auf die sogenannte »Viererbände« vor allem »von oben«. Über die Wahrnehmung des Wandels von Recht im China der 1960er und 1970er Jahre hingegen wissen wir wenig – erst recht über die individuellen Schicksale hinter den Rehabilitationen kulturrevolutionärer Willkür. Wie sich Diktaturen an ihrem eigenen Gewalterbe juristisch abarbeiten können, untersuchte Immo Rebitschek für vergleichbare Entwicklungen in der Sowjetunion jüngst in *Die disziplinierte Diktatur* (2018): Dort leiteten die Staatsanwaltschaften bereits Ende der 1930er Jahre ein »Intermezzo der Gesetzlichkeit« ein. Für China schließt der Sammelband, den Daniel Leese und Puck Engmann vorlegen, diese Lücken.

Mit einer »law-and-society perspective« verfolgen die Herausgeber das Ziel, das Beziehungsgefüge zwischen juristischen Elitendebatten und alltäglicher Rechtspraxis vor Ort auszuleuchten, um zu verstehen, »how law was understood,

contested, and adapted by local actors.« Die sieben Fallstudien des Bandes sind diesem Erkenntnisinteresse verpflichtet. Gemein ist ihnen eine außergewöhnliche Quellengrundlage: Es sind persönliche Dossiers und individuelle Fallakten, die Willkür und Regelhaftigkeit kulturrevolutionärer Justiz am konkreten Einzelschicksal veranschaulichen. Über Flohmärkte und private Sammlungen gelangten tausende Dokumente aus dem Altbestand chinesischer Archive nach Freiburg, wo sie – digitalisiert und teilweise ins Englische übersetzt – kürzlich in *The Maoist Legacy Database* (MLD) veröffentlicht wurden. Diese Quellen offenbaren zwei, mitunter sogar drei Zeitschichten einzelner Rechtsschicksale: die Feststellung vermeintlich kriminellen Verhaltens durch die kulturrevolutionäre Justiz, die Bestätigung oder Rehabilitation dieser Urteile während der postmaoistischen Reformjahre, sowie zuweilen die Nachwirkungen längst vergangener Verfahren.

Zwar prägten politische Kampagnen jeden dieser Abschnitte. Doch die Rechtspraxis vor Ort, so machen die Beiträge deutlich, hing maßgeblich davon ab, wie lokale Akteure, Beschuldigte wie Beschuldigende, mit dem normativen Rahmen umgingen, der sich ihnen jeweils bot. Für die Hochphase der Kulturrevolution (1966–1969) zeigt dies der Aufsatz Wang Haiguangs: Der Dorflehrer Li hatte gewöhnliche Nachbarschaftsstreitigkeiten, die schnell eine politische Dimension annahmen, als ihm die verfeindete Familie Yu vorwarf, der »Gutsbesitzer«-Klasse zu entstammen. Als er seinen Schülern im Sommer 1969 nacheinander die beiden Worte »Enver Hoxha« und »Verräter« diktierte, verwandelte das örtliche »Revolutionskomitee« die Anschuldigungen gegen Li in ein Strafverfahren wegen »aktiver Konterrevolution«. Die Familie Yu bezichtigte ihren Nachbarn zudem, Mao-

Porträts zerstört zu haben. Li sei schuldig und müsse bestraft werden, so urteilte eine »Volksschutzabteilung« im Frühling 1970. Kaum ein halbes Jahr später wurde das Verfahren jedoch überprüft und 1971 urteilslos eingestellt, ohne Li formal zu rehabilitieren. Die kulturrevolutionäre Rhetorik hatte Nachbarschaftsstreitigkeiten zwar neue Nahrung geboten; als sich die Anschuldigungen jedoch als unbegründet erwiesen, war das politisch begründete Urteil nicht mehr aufrechtzuerhalten. Denn selbst während der Kulturrevolution, so die These, habe die Strafjustiz ihre Funktionsweise weitgehend erhalten.

Nach dem Tod Mao Zedongs wurde die Kulturrevolution beendet und eine Vielzahl unrechtmäßiger Urteile revidiert. Ende der 1970er Jahre wurden allein in Shanghai über 310.000 Menschen, die während der Kulturrevolution verurteilt worden waren, rehabilitiert. Und auch das Verdikt gegen den Dorflehrer Li wurde 1979 formal zurückgenommen. Doch nicht alle Urteile wurden aufgehoben – dies zeigt der Beitrag Jeremy Browns: Der Polizist Mou Jingguan wurde zu Beginn der Kulturrevolution 1966 verhaftet, weil er 1958 eine achtzehnjährige Frau mehrfach vergewaltigt haben soll. Nach drei Jahren Haft wurde er 1969 wegen »Vergewaltigung mit vorgehaltener Waffe« von einem »Militär-Kontrollkomitee« verurteilt und in sein ursprüngliches Heimatdorf ausgewiesen. In den 1970er Jahren strebte Mou mehrfach seine Rehabilitation an, indem er, so argumentiert Brown, jeweils die Rhetorik aktueller Kampagnen zur Korrektur unrechtmäßiger Urteile aufgriff. Denn Mou sah sich als Opfer kulturrevolutionärer Willkür. Während 1979 abertausende Verfahren zurückgenommen wurden, bestätigte das »Büro für Öffentliche Sicherheit« der Stadt Tianjin jedoch den Schuldspruch gegen Mou. Auch in diesem Fall habe die

Strafjustiz ihre Autonomie zumindest teilweise bewahrt – so die These Browns.

Daniel Leese und Puck Engman legen einen mit Bedacht konzipierten Sammelband vor, der die Rechtspraxis der Kulturrevolution in den Dörfern und Städten Chinas verortet. Seine Fallstudien veranschaulichen an konkreten Schicksalen, welchen Widerhall die politischen Kampagnen in juristischen Aushandlungen vor Ort fanden. Ein abschließender Beitrag zu den Rückwirkungen der lokalen Rechtspraxis – etwa der Erfahrung massenhafter Rehabilitation – auf das politische Zentrum wäre gleichfalls wünschenswert gewesen. Ohne selbst ein Richteramt einzunehmen, erhellen die Beiträge, wie Menschen in sich verändernden Konstellationen zu Tätern und Opfern wurden. Dadurch wird deutlich: Selbst die Kulturrevolution Maos führte nicht zur allumfassenden Aufhebung allgemeiner Justizprinzipien. Zwar verschob sich der normative Rahmen des Rechts im Schmitt'schen Sinne mit den politischen Großkampagnen, was Anlass und Möglichkeit schuf, Recht als Mittel der Politik zu missbrauchen – gleichzeitig erlaubten es bestehende Justizprinzipien jedoch auch, korrigierend auf Einzelfälle einzuwirken und ausufernde Gewalt zu verhindern.

Es ist zu hoffen, dass der Sammelband nicht nur unter Chinahistorikern Beachtung findet, berührt er doch die großen Fragen unseres Faches: Sind politische Ordnungen gerade dann umso durchsetzungsstärker, je stärker oder aber je schwächer ihr Institutionengefüge ist?

*Martin Wagner (Berlin)*

## Wasserträume und Wasserräume

---

*Arnošt Štanzel, Wasserträume und Wasserräume im Staatssozialismus. Ein umwelthistorischer Vergleich anhand der tschechoslowakischen und rumänischen Wasserwirtschaft 1948–1989 (Schnittstellen; Bd. 8), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2017, 378 S., 22 Abb., 59,99 €*

Umweltgeschichte boomt. Auch rücken in jüngster Zeit endlich verstärkt die Staaten des ehemaligen Ostblocks in das Interesse der Forschung. Diesen Ländern wurde nach dem Fall des »Eisernen Vorhanges« vielfach pauschal unterstellt, dass die vorhandenen, teils gravierenden Umweltprobleme auf eine ignorante Haltung der kommunistischen Regime sowie auf systemische Defizite der Planwirtschaft zurückzuführen seien, die zwangsläufig einen Raubbau an der Natur nach sich gezogen hätten. Der ökologische Kollaps wäre demnach vorprogrammiert gewesen. Diese im Geiste der Totalitarismustheorie stehende Argumentation ist aber nicht nur aufgrund der ihr innewohnenden Teleologie problematisch, sondern auch, weil sie wichtige Akteurs- und Handlungsebenen ausblendet. Denn im Fokus solcher Behauptungen standen bislang vorwiegend die 1980er Jahre als Periode des Niederganges sowie Gruppen in gesellschaftlichen Nischen, die aufgrund ihrer systemkritischen Haltung mit den Regimen in Konflikt geraten waren. Demgegenüber wurden die Partei- und Staatsapparate sowie die Bevölkerung vorwiegend als homogene Einheiten gezeichnet, die den Problemen antagonistisch beziehungsweise passiv gegenüber eingestellt waren.

Der Blick auf die Umweltgeschichte des ehemaligen Ostblocks wandelt sich jedoch seit einigen Jahren. Die Soziologin

Zsuzsa Gille kritisiert in einer Studie über den Umgang mit Abfällen in Ungarn, dass der westliche Maßstab, der an das umwelthistorische Urteil über sozialistische Staaten angelegt werde, den Blick auf spezifische Hintergründe und Eigenheiten versperre. Julia Obertreis hat darauf hingewiesen, dass Diskussionen über Umweltprobleme und auch Umweltprotest in staatssozialistischen Gesellschaften deutlich früher einsetzten als bislang angenommen. Demnach hätten sich beispielsweise in der UdSSR bereits in den 1960er Jahren »nicht-institutionalisierte Koalitionen für den Umweltschutz« gebildet, die von Experten in Behörden, Naturwissenschaftlern, Schriftstellern und Journalisten getragen wurden. Und Julia Herzberg macht im Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) eine ökologische Erfahrungsgemeinschaft Ostmitteleuropas aus, die noch weitestgehend unerforscht ist.

In diese Kerbe schlägt auch das vorliegende Buch. Arnošt Štanzel untersucht darin aus umwelthistorischer Perspektive den Umgang mit Wasser in der ČSSR und der Volksrepublik Rumänien zwischen 1948 und 1989. Dem Verfasser gelingt es sehr anschaulich, das eingangs beschriebene Narrativ zu widerlegen und mithilfe einer vergleichenden Methodik einen inhaltlich ausgewogenen Blick auf die Umweltgeschichte beider Staaten zu werfen.

Štanzel fragt danach, wie die kommunistischen Eliten der beiden Staaten mit Natur umgingen und inwieweit umgekehrt naturale Faktoren die Politik der kommunistischen Regime beeinflussten. Ferner geht es ihm darum, die umwelthistorischen Entwicklungen in der ČSSR und in Rumänien in einen internationalen Kontext einzuordnen, um vorherrschende Narrative kritisch überprüfen zu können. Untersuchungsgegenstand der Studie ist die Wasserwirtschaft: Der

Verfasser analysiert den Staudammbau in den Karpaten, die Regulierung und Nutzbarmachung der Donau sowie den Umgang beider Staaten mit Abwässern. Wasserbauten und insbesondere Staudämme, so eine Grundannahme seiner Untersuchung, repräsentieren als Kultur-Natur-Hybride in besonderer Weise das Beziehungsgeflecht von Mensch und Natur und erlauben daher Rückschlüsse auf die Umweltgeschichte beider Staaten.

Štanzel kann nachweisen, dass der Umgang mit Wasserbaumaßnahmen und Abwasserproblemen in beiden sozialistischen Staaten Parallelen zu anderen Industriegesellschaften aufwies. Am Beispiel der Geschichte des Orava-Stausees in der Slowakei zeigt er, dass es unterschiedliche Phasen der naturräumlichen Nutzung in der ČSSR gab. Während die sozialistischen Eliten nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst die industrielle Entwicklung der Region in den Vordergrund rückten, setzte ab Mitte der 1950er Jahre eine Periode der Überlagerung durch touristische Nutzungsansprüche ein, die im darauffolgenden Jahrzehnt einer Phase des sensibleren Umgangs mit der Natur den Weg ebnete, in der man sogar den Rückbau von Industriebetrieben diskutierte. Das postsozialistische Argument, die sukzessive Unterschützstellung dieses Naturraumes sei nur deshalb erfolgt, weil es dem Regime an Mitteln gefehlt habe, um die entlegene Region weiter industriell zu erschließen, wird von Štanzel widerlegt.

In Rumänien vollzog sich ein solcher Perspektivwechsel hingegen nicht. Das kommunistische Regime betrachtete die peripheren Gebiete der Karpaten, so Štanzel, bis zu seinem Niedergang ausschließlich als Energie- und Ressourcenlieferanten für die Ballungsräume in den Tiefebenen. Nachdem es sich aus einer anfänglich bestehenden technologischen Abhängigkeit von der UdSSR emanzi-

piert und aus ersten Erfahrungen gelernt hatte, trieb das Regime den hydroenergetischen Ausbau der Region ab Mitte der 1960er Jahre voran. Dass die neu entstandenen Stauseen in Rumänien anders als in der ČSSR nicht unter Naturschutz gestellt wurden, führt Štanzel auf eine Dichotomie zwischen Mensch und Umwelt zurück, die eine Folge der unter anderen Bedingungen verlaufenden nachholenden Industrialisierung gewesen sei und einen einseitigen Raubbau an der Natur begünstigt habe.

Die sich anschließenden Fallbeispiele der Donauregulierung und der Gewässerreinigung verweisen demgegenüber auf analoge Entwicklungen in beiden sozialistischen Staaten. Štanzel kommt zu dem Ergebnis, dass die sozialistischen Eliten in der ČSSR beim Ausbau der Donau stets ökonomische Ziele verfolgt hätten, obwohl ihnen die Konsequenzen ihres Handelns für die Natur immer bewusst waren. In Rumänien war die Regulierung der Donau bis in die 1980er Jahre zudem in besonderer Weise ein Ausdruck des Macht- und Ordnungsanspruches des kommunistischen Regimes. Ähnlich sah die Situation auf dem Feld der Gewässerreinigung aus: Zwar existierten in beiden sozialistischen Staaten eine Reihe von Gesetzen, die den Gewässerschutz regelten, in der Realität jedoch nicht umgesetzt oder schlichtweg ignoriert wurden. Auseinandersetzungen über den Umgang mit der Abwasserfrage innerhalb des tschechoslowakischen Staatsapparates und ein in den 1960er Jahren zunehmender Einfluss von wissenschaftlichen Experten auf die Politik veranschaulichen allerdings, dass der Nachhaltigkeitsgedanke auch in sozialistischen Gesellschaften mehr Gewicht erhielt. Darüber hinaus zeige der Vergleich mit anderen Staaten, dass weder die naturschädigenden Eingriffe in die Donau noch der ökologisch problematische Um-

gang mit Abwässern ein sozialistisches Spezifikum waren, sondern im Gegenteil überall dort anzutreffen sind, wo Gesellschaften den Weg in die industrielle Hochmoderne vollziehen. Das gestörte Verhältnis zwischen Mensch und Natur verweise vielmehr auf die Mehrdimensionalität der von den sozialistischen Eliten diskutierten Naturvorstellungen, so Štanzel.

Doch bei aller Zustimmung finden sich auch einige Kritikpunkte. Der von Štanzel gewählte Blick auf Parteieliten blendet sowohl die Wahrnehmung der Bevölkerung als auch die Perspektive wirtschaftlicher Funktionsebenen weitestgehend aus. Eingaben beziehungsweise Briefe aus der Bevölkerung, die für staatssozialistische Gesellschaften nachweislich eine wichtige Rolle spielten, hätten hier womöglich wichtige Erkenntnisse liefern können. Die von Štanzel gewählte Vergleichsanordnung, so gewinnbringend sie auch ist, birgt ebenfalls Probleme, da ihr wichtige Erkenntnisse verloren gehen. So verweist Štanzel selbst darauf, dass der tschechische Landesanteil aufgrund der frühen und dichten Industrialisierung des böhmischen Beckens bereits über historische Erfahrungen im Umgang mit Umweltproblemen verfügte. Hier wäre es aufschlussreich gewesen, mehr über vorhandene Akteure, Strukturen und Debatten sowie deren Einflüsse auf das Mensch-Umwelt-Verhältnis im slowakischen Landesteil zu erfahren. Interessant hätte es auch sein können, vor dem Hintergrund der Einordnung der Forschungsergebnisse in den internationalen Kontext den Wachstumsbegriff kritischer zu diskutieren. Denn Wachstum ist bekanntlich nicht gleich Wachstum: Während die Wachstumsfixierung des Kapitalismus in den 1970er Jahren als eine wesentliche Ursache für die moderne (westliche) Umweltproblematik ausgemacht wurde, waren ausbleibendes

Wachstum und, damit verbunden, eine unzureichende Modernisierung und Rationalisierung industrieller Produktionsprozesse wesentliche Faktoren für die ökologische Krise, in die die Staaten des Ostblocks in den 1980er Jahren gerieten. Diese kritischen Anregungen schmälern jedoch nicht den Gesamteindruck der anregenden und gut informierten Studie, die neugierig auf den gerade erst begonnenen Prozess der Aufarbeitung der Umweltzeitgeschichte des ehemaligen Ostblocks macht.

*Christian Möller (Bielefeld)*